

Robert Riedel

EINSCHRÄNKUNGEN

**Die Erlebnisse eines
deutschen Jungen in Russland**

Robert Riedel

EINSCHRÄNKUNGEN

Die Erlebnisse eines deutschen Jungen in Russland



2012

---- «» ----

Aus dem Russischen von Sibyll Saya
www.memorial.krsk.ru

Robert Riedel
Morbach

Dies ist das Zeugnis eines Augenzeugen der 1940er-1950er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, die Erzählung über eine nicht gerade leichte Kindheit, die von lauter Einschränkungen geprägt war, welche nicht so sehr durch das Leben selbst, sondern vielmehr durch die in jenen Jahren herrschende Staatsmacht auferlegt wurden.

Inhalt

1. Das Schönschreibheft
2. In Sibirien
3. Schweinehüten
4. Sie haben Mama fortgebracht. Tante Schura
5. Die „Taubstummen-Schule“
6. Der Nord-Ural
7. Die Kindersammelstelle
8. Das „Besserungsheim“
9. Die Erzieher im Kinderheim
10. Der Rückfällige und die Ziehharmonika
11. Heumahd
12. Den Lebensunterhalt auftreiben
13. Pjerka, Konik
14. Rippenfellentzündung
15. Popik, Arme Lisa und andere
16. Unsere Arbeit. Neujahr im Wald
17. Artek und der Schwachsinnige
18. Technikum für eine Woche
19. Nach Kasachstan
20. Temirtau
21. Ich – der Bergmann
22. „Einschränkungen“
23. Naum Korschawin
24. Der heiße Sommer des Jahres 1953
Was dann geschah

Den Vater traf ich 1948 in Kasachstan wieder, meine Mama 1953, zehn Jahre nachdem wir voneinander getrennt worden waren.

Trotz all meiner Abenteuer (ich musste insgesamt sechs verschiedene Schulen besuchen, und ein ganzes Jahr versäumte ich dabei sogar) absolvierte ich die Zehnklassen-Schule. Danach, aber auch nicht sofort, erhielt ich noch eine höhere Ausbildung. Viele Jahre arbeitete ich.

Wenn man mich nach meiner Kindheit fragt, dann tauchen nach jeder meiner Antworten wieder neue Fragen auf. Warum verbrachte ich so viele Jahre in Kinderheimen und lebte bei fremden Menschen, obwohl ich Eltern hatte? Wie konnte es geschehen, dass ich unter all den obdachlosen Straßenjungen und minderjährigen Verbrechern nicht selber zum Kriminellen wurde? Wie war es möglich, dass ich als Heimkind und Sonderumsiedler dennoch eine so gute Ausbildung bekommen und Spezialist auf meinem Gebiet werden konnte?

All diese Fragen lassen sich nicht so einfach beantworten. Und so beschloss ich die Geschichte meiner Kindheit aufzuschreiben.

Meinen Bericht will ich mit dem Jahr 1941 beginnen (als ich 8 Jahre alt war) und ihn mit dem Jahr 1953 beenden, als ich 21 Jahre alt wurde und damit nach dem Verständnis aller europäischen Länder volljährig war.

1. Das Schönschreibheft

Das Lernen in der ersten Klasse empfand ich als schrecklich langweilig. Lesen hatte ich schon lange vor Beginn der Schulzeit gelernt, und zur Darstellung der Buchstaben im Schönschreib-Unterricht fehlte mir die Geduld – die Buchstaben fielen allesamt krumm und schief aus. Vor den Sommerferien händigte die Lehrerin mir ein sauberes Schönschreibheft aus und meinte, dass ich es während der Sommerzeit für Schönschrift-Übungen benutzen sollte, und dass sie mich nur dann in die zweite Klasse versetzen würde.

Der Sommer 1941 war warm, die Sonne schien, so dass ich den ganzen Tag über nach draußen verschwand. Mit den Nachbarskindern spielte ich, laut lärmend, Krieg, wir unternahmen Ausflüge zur Flieger-Fachschule, wo wir in den Flugzeug-Werkstätten Maschinenteile von echten Flugzeugen fanden, rannten zum alten Friedhof hinüber, machten dort wunderschöne Gedenksteine ausfindig und versuchten die uralten Inschriften zu entziffern.

Manchmal erhielt ich die Erlaubnis, zur Tagesvorstellung ins Kino zu gehen. Zum Kinotheater, welches sich im Stadtzentrum befand, gelangte ich mit dem städtischen Autobus und fuhr dabei stets früher als nötig los, um mir noch vor der Vorführung die im Foyer ausgehängten Fotografien anzuschauen, die ständig ausgetauscht wurden, und die dort ausliegenden Zeitungen durchzublättern. Es ertönte das erste Klingelzeichen, und die Kinderschar rannte in den Kinosaal. Nach dem dritten Klingelton erlosch das Licht, und dann

geschah ein Wunder – auf der riesigen Leinwand erschien ein grauer Hintergrund mit weißen Funken, dann ein zitternder Text, Menschen; der Film hatte begonnen! Und ich konnte nicht aufhören mich zu wundern – wie war es möglich, dass sich auf der Leinwand alles bewegte, aber auf dem Filmband, dessen abgerissenen Stückchen wir gefunden hatte, alle Bilder völlig unbeweglich waren.

Damals gab es nur wenige Filme, aber sie gefielen uns alle sehr. Jedes Mal, wenn wir uns wieder einen angeschaut hatten, diskutierten wir hinterher eifrig darüber, und während wir einzelne Episoden daraus noch einmal lautstark nacherzählten, fielen wir uns gegenseitig immer wieder ins Wort.

Mitunter fuhr ich nicht sofort wieder nach Hause, sondern begab mich vorher noch an die Wolga, an den städtischen Strand (was man mir strengstens verboten hatte). Mit dem Bus fuhr ich bis zur Anlegestelle für die Frachtschiffe; der Strand lag nicht weit davon entfernt.

Am Frachtschiff-Anleger hielt ich mich immer eine Zeit lang auf – hier spielte sich ein interessantes eigenes Leben ab. Überall roch es nach Fisch und Teer, neben dem Anleger und entlang des Ufers standen schwarze Lastkähne mit braunem Verdeck, am Ufer lagerten stapelweise Säcke, Holzfässer, Kisten und irgendwelche Frachtgüter. Die Anlegestelle war mit dem Ufer durch eine breite Brücke verbunden.

Die Lastkähne, die am Anleger festgemacht hatten, wurden abgeladen, und über die Brücke liefen in beide Richtungen Ladarbeiter mit Gestellen (zweigriffigen Tragen) auf dem Rücken. Die Lastenträger schleppten, halb gekrümmt, Säcke, Ziegelsteine und irgendwelche Packen und Ballen ans Ufer, zwei von ihnen rollten ein hölzernes Fass über die Brücke. Nachdem sie ihre Last

abgeworfen hatten, kehrten die Träger sogleich im Laufschrift wieder zum Lastschiff zurück und luden sich erneut Frachtgut auf den Rücken, um es zum Ufer zu bringen.

Als ich mich an diesem Bild hinreichend sattgesehen hatte, ging ich, dem Verlauf des Ufers folgend, zur Bootsüberfahrtsstelle. Dort stieg ich in ein großes Boot, in dem bereits Passagiere saßen, und Onkelchen Bootsmann brachte uns mit rhythmisch quietschenden Ruderrollen über den Flussarm der Wolga zu der Insel, auf der sich der städtische Strand befand.

Nachdem ich eine Weile im seichten Wasser geplänscht und im warmen, flachen Sand gelegen hatte, kehrte ich mit demselben Boot ans Ufer zurück, ging zur Autobus-Haltestelle und fuhr nach Hause.

Von diesen, meinen Unternehmungen wussten die Eltern natürlich nichts, aber Mama gab mir immer das Geld für die Fahrten – in Form von Taschengeld.

Zudem mochte ich gern Bücher lesen, die ich mir aus der Schulbibliothek holte. Anfangs gaben sie mir nur dünne Büchlein mit, die meinem Alter entsprachen. Ich las sie während meines Heimwegs und kehrte auf halbem Wege um, um mir ein neues zu besorgen. Sie glaubten mir nicht, stellten Fragen über den Inhalt des Buches. Danach erlaubten sie mir, dickere Bücher mitzunehmen, und dann saß ich stundenlang da, um sie durchzulesen.

Die Ferien waren herrlich, aber wenn ich zwischendurch an das Schönschreibheft dachte, in dem immer noch kein einziger Buchstabe stand, dann war meine gute Laune verdorben.

Für die Eltern war diese keine leichte Zeit. Noch frisch war die Erinnerung an die Repressionen der 1930er Jahre, als mehrere

Bekannte meiner Eltern ins Gefängnis gesteckt wurden. Außer an leise Gespräche über das Thema, kann ich mich aus der Zeit noch daran erinnern, dass die erschreckten Eltern, die zudem nicht gut Russisch lesen und schreiben konnten, zur Demonstration ihrer Loyalität den „Kurz-Lehrgang der Geschichte der WKP (B)“ kauften (den später nur ich ein wenig durchblättert), und anstelle eines Teppichs hängten sie über mein Bett ein Plakat mit den Portraits der Mitglieder des Politbüros. Die strengen Gesichter dieses „Politbüros“ prägten sich für lange Zeit in meinem kindlichen Gedächtnis ein...

Gerade erst war der nicht sehr glanzvolle finnische Krieg zu Ende gegangen. In der Stadt standen die Leute in Schlangen nach Brot an, es gab Unregelmäßigkeiten bei der Versorgung mit Lebensmitteln. Irgendwo in Europa führte Deutschland Krieg, in dem es Faschisten gab – Feinde der Sowjetunion (das wusste ich aus den Kinozeitschriften und von politischen Karikaturen).

Aufgrund all dieser Umstände ging es Zuhause unruhig zu. Die Eltern waren besonders über das Kriegsgeschehen in Europa besorgt – wenn die Faschisten der Sowjetunion den Krieg erklären würden, dann würden sie die Sowjet-Deutschen erneut verhaften, wie das bereits im Jahre 1937 der Fall gewesen war.

Nachdem irgendeiner ihm eine Zeitschrift gezeigt hatte, in der eine Foto-Reportage über die Ankunft eines deutschen Ministers in Moskau erschienen war, meinte der Vater erleichtert:

- Na also! Es wird keinen Krieg mit Deutschland geben!

Aber er sollte sich, wie viele andere auch, gewaltig irren – der Krieg brach aus.

Am ersten Kriegstage wurde im Radio eine Rede ans Volk übertragen, es gab alarmierende Informationen über Bombenangriffe, ständig erklangen Kriegsmärsche und lauter Gesang. Auch ich durchschaute den Hass auf den über uns herfallenden Feind und schrieb mit der riesigen Handschrift eines Erstklässlers eine Art patriotisches Gedicht.

An unserem Stadtrand änderte sich wenig. Nur gelegentlich gab es Probe-Fliegeralarm, man lehrte uns, wie man Gasmasken benutzt, und die Lehrgangsteilnehmer an der Fliegerschule wurden aus irgendeinem Grund durch junge Matrosen ersetzt. Und in den langen Schlangen der nach Brot Anstehenden fingen sie an, sich die Nummern der Wartenden mit einem Kopierstift in die Handflächen zu schreiben.

In diesen Tagen beendeten die Eltern den Bau unseres Hauses. Zwei Jahre zuvor waren wir dort eingezogen, als es noch gar nicht fertig war, und die ganze Zeit war daran weiter gebaut worden (der Vater machte vieles selbst). Die Eltern hatten eine ärmliche Kindheit in Waisenhäusern hinter sich; sie hatten kein leichtes Leben gehabt und die letzten Jahre von nichts anderem, als von ihrem eigenen Haus geträumt.

Das Haus war nicht groß, sah aber gefällig aus. Es stand auf einem sockelartigen, steinernen Fundament, und die Außenseiten der Wände waren mit dünnen Brettern bedeckt. Geschmückt war es durch ein rotes Ziegeldach und helle Fensterläden. Vervollständigt wurde das Bild durch die geschnitzten Holztore, auf die der Vater ganz besonders stolz war.

Auf der Leiter stehend war der Vater gerade dabei die Malerarbeiten an den Fensterläden zu beenden, als die Mutter mit der Zeitung in

der Hand angerannt kam, um ihm laut den Ukas über die Aussiedlung der Deutschen aus der Wolgarepublik vorzulesen.

Nachdem er Mama bis zu Ende zugehört hatte, stieg der Vater langsam von der Leiter. Derart niedergeschlagen hatte ich ihn noch nie gesehen.

Am folgenden Tag setzte eine für mich vollkommen unverständliche Geschäftigkeit ein.

Die Nachbarn trugen das gesamte an sie verschenkte Geschirr, Möbel und diverse andere Sachen aus dem Haus. Jemand führte die Kuh Milka mit den großen Hörnern vom Hof, ein anderer, zerrte, laut mit der Kette klirrend, den widerstrebenden Polkan, unseren großen weißen Hund, hinter sich her.

Gegen Abend kam ein hagerer, erschöpft wirkender Mann in halb-militärischer Uniform zu uns auf den Hof, registrierte uns und teilte uns mit, wann am morgigen Tag die Verladung auf den Zug stattfinden sollte. Irgendwie schrieb er auch das hin, was wir sagten. Vor lauter Aufregung sprach der Vater mit einem noch stärkeren Akzent als sonst, so dass der Mann unseren Familiennamen falsch notierte (Jahre später stand ich in einem endlos langen Briefwechsel mit dem MWD-Archiv der Stadt Saratow, das beharrlich immer wieder dieselbe Antwort an mich schickte: niemand habe unsere Familie aus der Stadt Engels vertrieben.

Während dieser Unterhaltung schaute eine beleibte Frau aus dem zum Hof hinauszeigenden Fenster, die bereits in unser Haus eingezogen war. In odessiter Mundart schrie sie laut:

- Schreiben Sie da auch hin, dass sie uns nicht all ihre Möbel hierlassen wollen!

Der müde dreinblickende Mann blickte sie schweigend an und wandte sich dann ab.

Am nächsten Tag wurden wir auf den Zug verladen, der aus leeren Güterwaggons bestand. Viele Menschen waren dort, aber die Verladung erfolgte in organisierter Weise und mit deutscher Sachlichkeit. In einem solcher „Kälber“-Waggons ließen wir und noch ein paar andere Familien uns nieder. Trotz des Verbots hatten die Eltern eine große Truhe voller Kleidung mitgenommen. Der Vater hatte seine Zigeunergitarre in dem schwarzen Etui dabei, und Mama hatte zu meiner größten Freude auch unser Schoßhündchen Tscharik eingepackt.

Endlich war die Verladung auf die Waggons beendet; ein paar Soldaten zählten uns anhand der Listen durch, und dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Und damit begann unsere lange Fahrt nach Sibirien.

Auf Umwegen brachten sie uns dorthin, über Mittel-Asien. Die ersten Tage flog die trockene Herbststeppe nur so an uns vorüber, dann tauchten Landstriche mit sandiger Einöde auf, am Horizont zeigten sich blaue Berge mit weißen Mützen, man sah das Grün der Gärten und all die Felder mit den uns unbekanntem Pflanzen.

Dadurch, dass wir ständig entgegenkommende Züge passieren lassen mussten, blieben wir häufig auf Abstellgleisen stehen. Bei kürzeren Zughalten durften wir den Zug nicht verlassen – die Wache, deren Waggon direkt an unseren angekuppelt war, achtete strengstens darauf. Manchmal blieb der Zug jedoch sehr lange stehen. Dann wurde er von Soldaten umstellt, und alle Leute strömten ins Freie. Sie verschafften sich ein wenig Bewegung, traten zu Grüppchen

zusammen, fragten einander nach Neuigkeiten, aber was im Lande und an der Front geschah, das vermochte niemand zu sagen. Die Familie setzte sich kreisförmig auf den Boden, und wenn zufällig ein wenig Brennmaterial vorhanden war (trockene Stängel vom Männertreu, ein altes Brett, Holzspäne), dann entfachten sie ein Lagerfeuer und kochten sich eine warme Mahlzeit.

-
Durch das Sitzen in den stickigen Waggons kamen die Kinder auf die Idee hin- und herzurenen; neugierig betrachteten sie die Soldaten mit ihren Gewehren, Usbeken mit dunklen Gesichtern, die in unmittelbarer Nähe mit ihren Eseln und Kamelen umherstreiften.

Händler boten Äpfel, Honig- und Wassermelonen neben dem Zug feil. Auf einem der Abstellgleise kaufte der Vater einen halben Sack voll Äpfel. Später bewirteten wir die sibirischen Kinder damit, die Äpfel nur von Bildern kannten.

Alle waren von der langen Fahrt in den Güterwagen erschöpft. Es war heiß, ständig gab es irgendwelche Schwierigkeiten mit dem Essen, mit dem Wasser. Die Erwachsenen hatten natürlich besonders viele Probleme, die ich heute im Nachhinein nur erraten kann. Aber für mich war das alles ein interessantes Abenteuer, und den stärksten Eindruck hinterließen bei mir die hohen Berge mit den weißen Gipfeln und die sonnenverbrannten, fast schwarzen, Usbeken in ihren bunten Kitteln.

Auf einer der Ausweichschienen brachten Männer aus unserem Waggon Bretter herbei und fertigten daraus Pritschen. Tscharik und ich kamen fast nie davon heruntergeklettert, so dass wir den Erwachsenen mit unserem Herumtoben nicht zur Last fielen. Im Waggon waren auch noch andere Kinder, aber es kam, ausgerechnet meinerwegen, zu einer unangenehmen Geschichte.

Unmittelbar vor unserer Abreise hatte der Nachbarsjunge mir zwei vollständig geladene Jagdpatronen geschenkt. Je eine davon steckte ich in die beiden Brusttaschen meines Hemdes, verschloss sie mit den Knöpfen und lief so die ganze Zeit mit den Patronen herum.

Papa entdeckte sie erst am zweiten Tag unserer Fahrt, als er mir an einem der kleinen Bahnhöfe beim Aussteigen half.

- Was hast du denn da?! – fragte er.

Ohne etwas zu sagen nahm ich die beiden Patronen heraus, und er entfernte sich mit ihnen in aller Eile ein paar Meter. In dem Bemühen nicht entdeckt zu werden, vergrub er die Patronen in der Erde. Heute kann ich mir vorstellen, was für eine schreckliche Angst er gehabt haben muss – die Patronen waren nämlich verkapselt und hätten durch einen einzigen Schlag in meiner Jackentasche explodieren können. Zudem herrschte Krieg, und wenn man sie entdeckt hätte, wäre es nicht auszudenken gewesen, wie es dann mit uns geendet hätte.

Als wir durch Sibirien fuhren, wurde die Fahrt langweiliger – der Zug war Tag und Nacht in Bewegung, wenn er hielt, dann immer nur für kurze Zeit.

Gegen Ende der zweiten Woche begann der Zug kürzer zu werden – auf einigen Ausweischienen und kleineren Bahnstationen wurden jeweils ein oder zwei Waggons abgekuppelt. Die Menschen aus den Waggons wurden anschließend in die nahen und etwas weiter entfernt gelegenen Dörfer fortgebracht.

Am Morgen bemerkten wir, dass unser Waggon auf dem Abstellgleis irgendeines Bahnhofs stand und der Zug bereits weitergefahren war. Später erfuhren wir, dass wir uns in der Region Krasnojarsk befanden, und unser Waggon an der Eisenbahnstation Bogotol stand.

Die Menschen strömten aus dem Waggon, blickten sich besorgt um; alle hatten große Furcht vor der Ungewissheit. Selbst die Kinder verhielten sich ganz still.

Da erinnerte ich mich an mein Schönschreibheft, in das ich nun nichts mehr hineinschreiben brauchte.

- Hier wird schon kein Mensch mehr danach fragen, - dachte ich erleichtert.

2. In Sibirien

Schon bald näherten sich unserem einsamen, ein wenig abseits des kleinen Bahnhofs abgestellten Waggon Fuhrwerke; wir stiegen auf, und die Kutscherinnen lenkten unseren Treck auf die Straße.

Nach der langen Zugfahrt in den „Kälber“-Waggons kam uns diese Reise fast wie ein Festtag vor. Es war ein heller Septembertag, die Sonne schien, der Weg führte uns mitten durch Wiesen und abgeerntete Felder, häufig stießen wir auf kleinere Waldstücke mit ihrem wunderschönem Herbstlaub. All das erinnerte eher an das europäische Russland, als jenes raue Sibirien, über das man so viel sprach und vor dem sich alle fürchteten. Die Stimmung hob sich bei allen, die Menschen unterhielten sich lebhaft und lachten sogar laut. Das Leben kann also auch hier irgendwie zurechtkommen!

Gegen Ende des Tages waren wir bis in das Dorf Askarowka gekommen, hinter dem die wirkliche Taiga begann. Es war ein großes sibirisches Dorf, wie es für hiesige Gegenden üblich war;

seine hohen Holzhäuschen erstreckten sich frei entlang des Fahrtraktes.

Im Dorf hatte man bereits davon gehört, dass man ein paar „Deutsche“ bringen würde, aber uns wurde kein spezielles Interesse entgegengebracht. Die Wirtsleute der Kate, in der man uns unterbrachte, halfen uns beim Einrichten und stellten keinerlei Fragen. Man merkte sehr wohl, dass neue Leute hier keine Seltenheit waren. Später begegneten wir hier ganz unterschiedlichen Siedlern – Weißrussen in weißer Leinenkleidung, die bereits zur Zeit der Entkulakisierung hierher vertrieben worden waren, aber auch unlängst an diesen Ort gebrachte Litauer, die durch die Überreste ihrer auffallend karierten Kleidung hervorstachen. Es ist nicht bekannt, warum es in dieser entlegenen Gegend auch einige alte Juden in weiten, schwarzen Gewändern gab.

Wir kamen also in einer geräumigen Fünfwand-Kate unter, die von einer Frau und ihrem 16-jährigem Sohn bewohnt war. Ihr Ehemann befand sich, wie es bei vielen hier der Fall war, an der Front.

Durch den düsteren Vorbau wurden wir in das Holzhaus geleitet. In dem geräumigen Zimmer befand sich ein breiter russischer Ofen, in der rechten hinteren Ecke stand ein großer, nicht gestrichener Tisch, auf dem sich dunkel ein paar Ikonen abhoben. An allen Wänden standen ebenfalls ungestrichene Sitzbänke; sie waren so breit, dass man darauf auch schlafen konnte.

Die Hausherrin brachte uns in einen etwas kleineren Raum, in das sogenannte „rote“ Zimmer, in dem ein hölzernes Bett samt Federbett und einem Haufen Kissen stand. Außerdem gab es dort noch einen Tisch mit einer weißen, gehäkelten Tischdecke sowie einige Wiener Stühle. Dann trugen sie unsere Truhe in das Zimmer, die zu meiner Schlafstatt wurde.

Die neu eingetroffenen Deutschen begannen in der örtlichen Kolchose zu arbeiten. Vater, der sich seit frühester Kindheit mit Pferden auskannte und sie über alles liebte, war im Pferdestall tätig, während Mama auf der Farm arbeitete.

Und ich besuchte die zweite Klasse der örtlichen Grundschule. Zu meiner größten Zufriedenheit achteten sie hier nicht besonders auf schönes Schreiben. Schulhefte besaßen wir nicht; wir schrieben auf allen möglichen Papierstückchen.

Ich hatte weniger Mühe mit dem Lernen, als die anderen Jungs aus dem Dorf. Dafür wussten sie eine Menge von Dingen, die mir gänzlich unbekannt waren. Voller Stolz erzählten sie, wie sie Hasen mit Drahtschlingen fingen Füchse mit Flinten jagten. Einmal kam bei einer solchen Jagd einer unsere Klassenkameraden ums Leben (in einer veralteten Flinte explodierte plötzlich die Patrone). Der Tod meines Altersgenossen erschütterte mich zutiefst.

Ich wurde sogleich ins dortige Leben mit einbezogen – ich spielte mit den Dorfjungen, nahm an den Winter-Feiertagen teil, bei denen wir uns mit umgedrehten Pelzmänteln verkleideten und vom hochgelegenen Flussufer mit Schlitten hinabjagten, uns abends inmitten der schon etwas größeren Jugendlichen herumtrieben, die immer im Wechsel mal in dieser, mal in jener Kate zusammenkamen.

Gegen Jahresende wurden wir von bisher nie dagewesenen 45 Grad Frost heimgesucht. Über dem schneebedeckten Dorf stiegen weiße Wolken auf. Es schien, als ob die ganze Siedlung im Frost erstarrt war – es war keinerlei Leben wahrnehmbar, man konnte nicht einmal Hundegebell vernehmen. Nur gelegentlich hörte man das donnernde Knacken von im Frost geborstenen Wandbalken, was vor allem in

der Nacht äußerst laut war. Aber natürlich stand das Dorfleben nicht wirklich still, nicht einmal der Schulunterricht wurde eingestellt. Und im Getreide-Vorratslager, im Pferdestall und auf der Farm wurde ebenfalls weitergearbeitet.

Unsere Familie fand sich nur an den Abenden, nach der Arbeit, zusammen. Ab und zu nahm Vater dann die Gitarre und sang, gemeinsam mit Mama, bis in die späte Nacht.

Über einen dieser „musikalischen“ Abende will ich berichten.

Draußen herrschte knackiger Frost, die Fenster waren von dickem Raureif bedeckt. In dem tüchtig geheizten Zimmer sitzen wir am Tisch, auf dem eine „Petroleumfunzel“ trübes Licht verbreitet. Ich lese wie immer ein Büchlein, die Eltern unterhalten sich über irgendetwas. Der Vater steht auf, nimmt den schwarzen Kasten von der Wand und entnimmt daraus vorsichtig die schwarze, perlmuttverzierte Gitarre. Nachdem er sie gestimmt hat, greift er einen Akkord und beginnt mit leiser, hoher Stimme ein altes deutsches Lied zu singen, eines von denen, die sie daheim an der Wolga immer zu singen pflegten. Mama singt die zweite Stimme, und so singen sie gemeinsam dieses traurige Lied. Schön singen sie, zweistimmig, zum weichen Klang der Gitarre.

Als das Lied zu Ende ist, beginnen sie ein neues, ebenso trauriges. Als sie diesen für sie ungewöhnlichen Gesang hören, versammeln sich im Nebenzimmer die Frauen aus den umliegenden Hütten. In nachbarschaftlicher Weise lassen sie sich auf den Bänken nieder, manche stellen sich in die Nähe unserer offenstehenden Zimmertür. Einige vergießen Tränen, andere seufzen:

- Sie singen wie in der Kirche!

In den vergangenen Jahren habe ich es geschafft, diese Lieder zu vergessen. Aber an eines kann ich mich noch erinnern, jedenfalls an das Motiv und den Refrain:

So lebe wohl, leb wohl, du, mein Tirol, Tirol!

Sie sangen auch russische Lieder, genauso traurige, wie zum Beispiel dieses hier:

Ich sitze hinter Gittern, in einem feuchten Keller.
Ein junger Adler, in Unfreiheit aufgezogen,
Ist mein trauriger Kamerad, der mit den Flügeln schlägt,
Und seine blutige Nahrung am Fenster mit dem Schnabel greift.

Erst später erfuhr ich, dass es sich dabei um eine Romanze nach Versen von Puschkin handelte.

Gleich nach Neujahr wurden sämtliche deutschen Männer in die Trudarmee mobilisiert. Der Vater erzählte, dass man sie zur Holzverarbeitung ins Kirowsker Gebiet schickte.

Man verhielt sich ihnen gegenüber so, als wären sie Häftlinge, und gehalten wurden sie in Lagern mit Stacheldrahtzaun, bewaffneten Wachen, scharfen Hunden usw. Des Weiteren berichtete er, dass viele Arbeitsarmisten aufgrund der alle Kräfte übersteigenden Arbeit und der schlechten Verpflegung umkamen, dass die Toten im Freien aufgestapelt wurden. In erster Linie starben Lehrer, Ärzte und Schauspieler, die für körperliche Schwerstarbeit nicht geeignet waren. Im allerersten Monat starb unser guter Bekannter, der Apotheker Onkel Karl. Er war zusammen mit seiner Frau zu uns zu Besuch gekommen und hatte immer einen frisch zurechtgemachten Schnurrbart getragen.

Mama und ich blieben allein zurück. In der Kolchose, in der Mama arbeitete, gab es keinen Lohn, es wurden lediglich die erfüllten Tagesarbeitseinheiten (sogenannte „Stöckchen“) gezählt.

Die Bewohner des Dorfes kamen irgendwie zurecht – sie besaßen noch Vorräte vom vergangenen Jahr, und manches entwendeten sie aus der Kolchose. Aber wir hatten keine Vorräte und mussten uns von dem ernähren, was wir gegen die Kleidungsstücke eintauschten, die wir von Zuhause mit hierher gebracht hatten. Manchmal aßen wir das, was Mama vom Schweinefutter hatte abzweigen können.

Das gegen Sachen eingetauschte Getreide mahlten wir in einer Mühle, die sich im Nachbardorf befand. Einmal, nachdem wir wieder Körner gemahlen hatten, kehrten Mama und ich am späten Abend nach Hause zurück. Es war eine Menge Schnee gefallen, und wir zogen unseren mit Mehl beladenen Schlitten mit großer Mühe vorwärts. Der verschneite Weg war in der Dunkelheit des Waldes kaum zu erkennen. An jenem Abend hatte ich schreckliche Angst – es kam mir so vor, als wenn wir uns verirrt hätten. Zudem fürchtete ich mich vor Wölfen, über die man sich hier wahre Gräuelmärchen erzählte. Müde (und völlig verwirrt und erschrocken) kehrten wir schließlich in tiefster Nacht heim.

Um den Papa in der Arbeitsarmee ein wenig zu unterstützen, schickte Mama ihm Pakete mit Tabak aus dem Dorf. Zweige des auf Dachböden getrockneten Tabaks hatte sie bei den Nachbarn gegen irgendetwas eingetauscht. Und ich stellte aus den Blättern den Tabak her. Die trockenen Tabakstängel zerschnitt und zerkrümelte ich mit einem Handschneidemesser und vermischte diese mit zu Pulver zerriebenen Blättern.

Ständig waren wir damit beschäftigt, irgendwelche noch vorhandene Sachen gegen Lebensmittel einzutauschen. Nur um Papas Gitarre tat

es mir leid – Mama gab sie für 3 Pfund Fett weg. Mehr gaben sie uns nicht, denn niemand verstand es darauf zu spielen.

Von Zeit zu Zeit besuchten wir das Badehaus.

Es war aus Holzbalken errichtet und stand drei Häuser weiter in einem Gemüsegarten. Wir schlichen uns immer am späten Abend dorthin, wenn die Hauswirte den Badebereich bereits saubergewaschen hatten. Die rußgeschwärzten Decken und Wände waren noch warm, der Feuerraum im Ofen noch ganz heiß. Mit einem kleinen Blechkübel verspritzte Mama Wasser auf die glühenden Steine, und ich stürzte mich auf den kühlen Fußboden, um mich vor dem heißen Dampf zu retten. Vor dem Eingang kleideten wir uns bei eisigem Frost aus und an, und unsere Kleidung legten wir auf den dort stehenden alten Schlitten. Es ist erstaunlich, daß keiner von uns eine Erkältung bekam.

Allmählich gewöhnten wir uns an das ländliche Leben. Bis zum Mittagessen blieb ich in der Schule, denn die Hauswirtin und ihr Sohn Pjetka arbeiteten den ganzen Tag in der Kolchose und Mama auf der Farm. Wenn ich aus der Schule nach Hause kam, holte ich Wasser aus dem Brunnen, erledigte meine Hausaufgaben und ging dann nach draußen, um ein wenig herumzbummeln. Manchmal blieb Pjetka zuhause, und dann sägten und hackten wir gemeinsam Brennholz für unseren Ofen. Das Sägen des Holzes war besonders kräfteraubend – die Säge war einfach zu schwer.

Abends versammelten sich alle in dem großen Zimmer am warmen Kanonenofen, den man unlängst zur Einsparung von Brennholz aufgestellt hatte.

Die Nachbarn gingen stets dorthin, wo Licht brannte. Das Holz glühte warm, und Pjetka und ich brieten auf dem fast rotglühenden Ofenblech Kartoffeln. Die Frauen zogen über andere her, erörterten die neuesten Dorfereignisse. Und oft erinnerten sie sich an das Leben

vor dem Kriege, das ihnen schon so fern vorkam und doch so glücklich gewesen war.

Der grimmige Winter ging vorüber, dann setzte ein kurzer Frühling ein.

Es kam der Sommer 1942.

3. Schweinehüten

Die staatlichen Lieferungen des vergangenen Jahres, des ersten Kriegsjahres, waren an der Kolchose vollkommen vorbeigegangen: es gab kein Getreide (für die geleistete Tagesarbeit erhielten die Kolchosarbeiter 400 Gramm Hafer) und auch keinerlei Futtermittel. Und mit Beginn des Sommers stellte sich heraus, dass es für die Schweine tatsächlich nichts mehr zum Verfüttern gab. Aber man musste sie erhalten, und nicht nur das, sondern sie sollten ja auch gemästet werden – „für die Front, für den Sieg“, wie es damals hieß. Und so kam man in der Kolchose zu einer ungewöhnlichen Entscheidung – die Schweine sollten auf einen freien, offenen Weideplatz getrieben werden. Zumindest würden sie dort etwas zu fressen finden.

Sie sagten Mama, die als Schweinewärterin beschäftigt war, dass sie mit den Schweinen gehen und den Sommer auf dem großen Gehöft verbringen sollte, bei dem sich die Wiese befand.

Ablehnen konnte Mama das nicht, aber sie bestand darauf, dass sie auf keinen Fall allein damit fertig würde; und so bat sie darum, mich zu ihrem Gehilfen zu ernennen. Sie glaubte nicht wirklich daran, dass ich ihr bei irgendetwas behilflich sein könnte, aber sie wollte

mich einfach nicht allein im Dorf zurücklassen. Später stellte sich allerdings heraus, dass sie bei einer derart unruhigen Herde tatsächlich nicht ohne mich zurechtgekommen wäre.

Der Kolchosvorstand begriff, dass Schweinehüten nicht so einfach war – vor allem in bewaldeten Gebieten; daher nahmen sie Mamas Vorschlag an und erklärten sich damit einverstanden, mich während der Weidezeit zu ihrem Schweinewärter-Gehilfen zu berufen (womit faktisch ein Hüte- oder Hirtenjunge gemeint war). Ich war damals erst neun Jahre alt, und deswegen war meine Ernennung inoffiziell. Das zeigte sich daran, dass Mama für einen Arbeitstag eineinhalb Arbeitstage angerechnet bekam - dieser halbe Tag wurde ihr für die von mir geleistete Arbeit zugeschrieben.

Für die Zusammenstellung der Herde, die wir hüten sollten, suchten sie etwa dreißig Schweine unterschiedlichster Rassen zusammen. Auch heute kenne ich mich noch nicht sonderlich gut damit aus, und damals bestimmten sie die Schweinerassen, wie mir scheint, auch nur so ungefähr. Zwei stupsnasige Säue und einen riesigen Eber der gleichen Art, mit seitlich hervorstehenden Hauern, zählten sie zu den Englischen Schweinen. Zur ukrainischen Rasse gehörten ein paar kleine, stämmige, schwarzweiß gefleckte, ständig grunzende Tiere. Mehrere recht hagere, langschnäuzige Schweine wurden der Russischen Rasse hinzugerechnet. Und niemand kannte die Herkunft der kleinen runden Schweinchen mit den gekräuselten rötlichen Borsten.

An einem frühen Maimorgen trieben wir unsere Herde zu dem großen Einzelgehöft. Dabei bewegten wir uns auf Waldwegen voran; es war heiß, die Schweine waren müde und hatten offenbar vor auseinanderzulaufen. Wir mussten die Entlaufenen einholen und zurückbringen. Erst zur Mittagszeit trafen wir mit unserer Herde „unterschiedlichen Kalibers“ am Gehöft ein.

Das verlassene Vorwerk stellte sich als Holzhütte dar, die einsam und verlassen am Waldesrand stand. Daneben befand sich eine Art eingezäunter Pferch, in den wir die Herde hineintrieben.

In einem der beiden Zimmer hatte sich bereits der Wächter Gann niedergelassen - ein großgewachsener, magerer Alter, Weißrusse, der mit einer weißen Leinenhose und einem Hemd bekleidet war. Das andere Zimmer bezogen Mama und ich.

Unser Arbeitstag begann am frühen Morgen mit dem Sonnenaufgang. Mit Müh und Not trieben wir die Schweine aus dem Pferch hinaus, und dann, ohne ihnen eine Chance zum Auseinanderlaufen zu geben, weiter bis zum Weideplatz. Als wir die Lichtung mit dem taufeuchten Gras erreicht hatten, ließen wir die Herde dort grasen.

Aber die Schweine wollten nicht in der engen Herde bleiben; sie drängten sich zu einzelnen Gruppen zusammen, und jedes bewegte sich dabei nach eigenem Willen. Sie verhielten sich so, wie entfernte Verwandte, die in einzelnen Grüppchen und Familien zusammenleben (wie die heutigen wildlebenden Eber es zu tun pflegen).

Es war ständig unsere größte Sorge, die Herde irgendwie zusammenzuhalten, besonders dann, wenn es in unmittelbarer Nähe Wald gab oder, was noch viel schlimmer war, dichtgewachsenes Gebüsch und Strauchwerk, in dem die Schweine ziemlich leicht abhandenkommen konnten. Davor hatte Mama die meiste Angst – wenn ein Tier verloren gegangen war, dann konnten sie einem dafür zehn Jahre Gefängnis aufbrummen. Andauernd rief sie nach mir und schickte mich hinter den davongelaufenen Tieren her. Ihr nervöses Geschrei ging nicht selten in Tränen über; dann war ich jedes Mal völlig verwirrt und wusste überhaupt nicht mehr, zu welcher Seite ich eigentlich laufen sollte.

Gelegentlich weidete, nicht weit von uns, eine Herde Kühe. Neidisch betrachtete ich den Hirten – seine Kühe standen ganz ruhig da, wiederkauten ihr Gras und liefen nicht überall herum, wie unsere grunzenden Schweine; und er döste derweil unter einem Baum und rauchte sein „Ziegenfüßchen“.

Von Zeit zu Zeit stand er auf, knallte laut mit der Peitsche und trieb seine Herde an einen anderen Platz.

Ich flocht mir auch eine Peitsche aus weiß gegerbtem Leder. Es gelang mir, sehr laut damit zu knallen, aber es half nur wenig, besonders wenn die Schweine sich in die Büsche geschlagen hatten, aus denen man sie nur mit einer Gerte wieder heraustreiben konnte.

Bei den trächtigen Säuen, die schon bald werfen sollten, erwachte hier in Freiheit noch ein anderer uralter Instinkt – sie versteckten sich ständig irgendwo und bauten sich Höhlen. Wir konnten sie nur schwer ausfindig machen und zur Herde zurückbringen.

Einmal kündigte Mama an, dass zwei Russische Schweine in Kürze werfen würden und wir aufpassen müssten, dass sie nicht fortliefen. Obwohl wir extrem wachsam waren, gelang es einem der beiden Säue dennoch sich zu entfernen. Mama suchte lange nach ihr und trieb sie schließlich heran, und in einem Körbchen trug sie ein neugeborenes Ferkel.

Kurz darauf verschwand auch die zweite trächtige Sau. Allein konnten wir sie nicht finden, aber Leute aus dem Dorf kamen uns zur Hilfe.

Mit einer spärlichen Menschenkette begannen wir den nahegelegenen Wald und das Gebüsch zu durchkämmen. Am Ufer des Waldflüsschens entdeckten wir einen Durchlass in dem hohen Grasdickicht. Der betagte Leiter der Farm, Mama und ich bewegten uns voran und gelangten schon bald auf einen niedergetrampelten

Platz, auf der wir die geflohene Sau erblickten. Inmitten dieses Platzes hatte sie sich so etwas wie ein Nest aus weichem Gras gebaut, in dem, eng aneinandergeschmiegt, ihre Jungen schliefen. Ich wollte schon die Hand ausstrecken, um die Kleinen ins Körbchen zu legen, aber das Schwein stürzte auf mich los und warf mich bei dem Versuch, nach meiner Hand zu schnappen, einfach um. Nur ein heftiger Schlag mit der Peitsche, ausgeführt vom Farmleiter, konnte das wütende Muttertier zurückhalten. Als wir später zum Vorwerk zurückkehrten, rannte es mit lautem Grunzen hinter dem Korb mit den Ferkelchen her, den der Farmleiter im Arm hielt.

Allmählich passten wir uns an die schlechten Gewohnheiten unserer Herde an. An heißen Tagen trieben wir die Schweine in ein waldbewachsenes Morastgebiet. Mit lautem Grunzen suhlten sie sich im Schmutz, wühlten darin herum und blieben dann lange darin liegen. In solchen Stunden konnten wir ein wenig durchatmen und mussten uns nicht darum sorgen, dass die Herde auseinanderlaufen würde. Jetzt kannten wir den Charakter jedes einzelnen Schweins, und einigen gaben wir sogar Spitznamen. Den großen englischen Eber nannten wir Wasja, die Mutter, die auf mich losgegangen war – Rys (auf Deutsch: Luchs).

Mit dem Auftauchen der Ferkel innerhalb der Herde kamen für uns noch mehr Scherereien hinzu. Die Kleinen versuchten immer dicht hinter der Mutter zu bleiben, gingen aber trotzdem ständig verloren. Wir mussten sie immer wieder durchzählen und die fehlenden im Gras oder dem nahegelegenen Gestrüpp suchen.

Mit unserer Herde waren wir, wie man so schön sagt, von früh bis spät beschäftigt – ohne Pausen und freie Tage. Es war eine unruhige Arbeit, und trotzdem empfand ich sie als langweilig; und so versuchte ich, für mich irgendeine Zerstreung zu finden. Wenn sich die Gelegenheit ergab, pflückte ich wilde Erdbeeren (die einzige mir damals bekannte Beere), die mich vom Geschmack her an Karamell

erinnerte, den wir vor dem Krieg Gegessen hatten; ich fing und betrachtete schöne Schmetterlinge, verschiedene Käfer, und verfolgte mit Interesse das Leben der fleißigen Ameisen. Auch andere Tiere begegneten wir – Eichhörnchen, Hasen, Füchsen, aber am besten gefielen mir die kleinen gestreiften Erdhörnchen, die aufrecht wie eine Säule dastehen konnten und mich in aller Ruhe anschauten. Mitunter ritt ich auf dem Eber Waska. Ich setzte mich auf seinen Rücken, trieb ihn mit der Gerte an, indem ich auf sein herausragendes Hinterteil schlug, und dann bewegte er sich vorwärts. Kraulte ich seine Wampe, blieb er stehen.

Einmal beschloss ich festzustellen, ob die neugeborenen Ferkelchen wohl schwimmen konnten. Dazu trieb ich die Sau mit ihren einen Tag alten Jungen ins kleine Flösschen. Die Sau durchschnitt das Wasser, indem sie schnell ans andere Ufer schwamm. Die am Ufer zurückgebliebenen Ferkel tippelten anfangs noch im seichten Wasser nebenher, aber dann stürzten sie sich nacheinander ins Wasser und schwammen ihrer Mutter eilig hinterher.

Hier im Wald begegnete ich vielen Dingen zum ersten Mal. Aber ich sammelte Erfahrungen, und Wächter Gann half mir dabei. Er wusste eine Menge, konnte vieles und war ständig dabei, an irgendetwas herumzubasteln; er flocht Weidenkörbe, stellte Behälter aus Birkenrinde her. Für sich selber flocht er Bastschuhe, aber nicht aus Lindenbast (denn diese Bäume wachsen in diesen Gegenden nicht), sondern aus gesäuberter Weidenrinde.

Ich besaß keine Sommerschuhe, und so lief ich, wie alle anderen Dorfkinder auch, barfuß herum. Ich hatte ständig irgendwelche Stellen an den Füßen, aber ich achtete zunächst nicht darauf. Doch dann kam die Zeit der Heumahd, und auf den abgemähten Wiesen verletzte ich meine Füße oft an den spitzen Enden der schräg abgeschnittenen dicken Halme. Ab und an bohrten sie sich in alte Wunden: der heftige Schmerz ließ mich aufschreien, und ich sank zu

Boden. Mama bat Gann auch für mich ein Paar Bastschuhe zu flechten. Das Schuhwerk war leicht und bequem, ich konnte darin hinlaufen, wo ich wollte, ohne die Gefahr zu laufen mich zu verletzen.

Und dann lebte mit uns ja auch noch Tscharik – das weiße, flauschige Schoßhündchen, das wir aus Engels mitgebracht hatten. Er war ein verwöhnter Zimmerhund; deswegen hatten wir ihn nicht mit zum Weideplatz genommen. Tagsüber befand er sich auf dem Einzelgehöft, abends begrüßte er unsere Herde mit lautem Gebell. Der Wächter mochte ihn nicht; er hielt solche Hündchen für unnützlich und wertlos.

Eines Abends trieben wir, wie gewohnt, die Herde nach Hause, aber Tscharik kam uns aus irgendeinem Grunde nicht entgegen gelaufen. Wir trieben die Schweine in ihren Pferch, wo sie sich sogleich auf die Molke stürzten, die tagsüber für sie angeliefert worden war. Ich rannte zu Gann hinüber:

- Onkel Gann, wo ist denn Tscharik?

Unwillig wandte er sich um:

- Hier irgendwo muss er sein – der wird schon gleich kommen.

Tscharik kam an jenem Abend nicht angelaufen, und er kam auch am nächsten Morgen nicht. Am Abend machte ich mich auf, um ihn zu suchen. Ich ging durch den angrenzenden Wald, rief laut seinen Namen, schaute überall im Dickicht nach, aber alles war vergeblich. Als ich bereits wieder den Rückweg angetreten hatte, bemerkte ich im Gebüsch etwas Weißes. Ich ging etwas näher heran und sah, dass dort an einem dicken Ast eine flauschige, weiße Säule hing – und ich begriff sofort, dass es Tscharik war. Ich schaute ihn mir gar nicht erst genauer an, sondern rannte unter Tränen und laut schreiend zum Gehöft zurück:

- Mama, dort hängt Tscharik!

Mama versuchte mich zu beruhigen und meinte, dass mir das wohl nur so vorgekommen sei. Später brachte sie mich zu der Stelle, und tatsächlich hing dort nichts mehr. Trotzdem schenkte ich ihr keinen Glauben und dachte die ganze Zeit darüber nach, daß nur unser Wächter so etwas mit Tscharik hätte tun können. Nach diesem Vorfall fing ich an ihn zu meiden, ihn sogar zu fürchten. Viel später, es herrschte bereits Winter, erzählte Mama, daß Tscharik an Tollwut gestorben sei und dass sie Gann gebeten hätte, ihn in den Wald zu bringen, damit er niemanden beißen konnte...

Ende August mussten wir wieder ins Dorf umziehen – für die im offenen Pferch schlafenden Schweine wurde es nachts bereits zu kalt. Nun brachten wir sie unweit des Dorfes auf eine Wiese – zuerst auf eine Waldlichtung, später in die abgeernteten Kolchos-Gemüseärten, wo die Schweine immer noch Rückstände der Ernten fanden. Aber es wurde immer schwieriger sie zu hüten – die Verlockung in den Dorfgärten herumzulaufen war einfach zu groß.

Am 1. September 1942 ging ich, wie alle anderen Kinder auch, wieder in die Schule, in die dritte Klasse. Aber ich nahm dort nur einen einzigen Tag am Unterricht teil. An jenem Tag kam Mama mit der Herde überhaupt nicht zurecht, ein Teil der Schweine lief in verschiedene Richtungen auseinander. Sie suchten sich irgendwelche Gemüseärten im Dorf und richteten dort Unheil an – ein skandalöser Zustand. An Lernen war also nicht zu denken, und so kehrte ich bereits am nächsten Tag zu unserer Herde zurück.

Meine Arbeit als Schweinehirte endete im Spätherbst, als der Frost strenger wurde und die Schweine zur Überwinterung in Stallungen untergebracht wurden.

Mama und ich ließen uns auf der Kolchosfarm nieder, wo neben Schweinen auch noch Schafe und gehörntes Großvieh gehalten

wurden. Wir lebten in einer kleinen Kate über dem Vorratskeller für die Kolchoskartoffeln. Ich half Mama auf der Farm, aber Lohn für meine Arbeit habe ich nie bekommen.

Während wir nun ständig auf dieser Farm lebten, konnte ich mich an allen möglichen und bei weitem nicht gerade kindlichen Dingen sattsehen. Aber es gab auch tragikomische Ereignisse, von denen eines die Geschichte mit den Elstern ist.

Nachts befanden sich unsere Schweine im warmen Stall, tagsüber wurden sie in einen offenen Pferch getrieben (offenbar zur Abhärtung). An der frischen Luft fühlten sie sich, trotz des grimmigen Frosts, ziemlich wohl. Aber die gewöhnlichen schwarz-weißen Elstern bereiteten den „Engländern“ echten Kummer. Die spitzfindigen, dreisten Vögel ließen sich auf ihren breiten Rücken nieder, hackten ihnen ins Fell und labten sich an dem frischen, fetten Speck. Unruhig und quiekend liefen die Schweine im Pferch herum, aber die Elstern setzten ihr Festmahl ungerührt fort. Bei den betroffenen Schweinen bildeten sich großflächige Wunden, die Tiere begannen abzumagern. Man musste unbedingt etwas tun.

Der Leiter der Farm brachte eine Schrotflinte mit, erschoss sechs-sieben Elstern und hängte ihre sterblichen Überreste an Stangen entlang des Pferchs auf. Erst danach hörten die Misshandlungen an den Schweinen auf.

In den Wintermonaten veränderte sich unsere bisherige Herde ganz erheblich. Viele Schweine wurden geschlachtet, unter ihnen auch der dicke, gutmütige Waska. Die Jungtiere wuchsen heran. In dem warmen Stall fingen die in Freiheit halb verwilderten Schweine an, ihre uralten Instinkte zu vergessen und verwandelten sich hin ganz gewöhnliche Haustiere.

4. Sie haben Mama fortgebracht . Tante Schura

Die Mobilisierung zur Trudarmee wurde aus irgendeinem Grunde immer zu Beginn des Jahres durchgeführt. Nach Neujahr 1943 wurde ebenfalls wieder eine Mobilisierung angekündigt. Diesmal beriefen sie deutsche Frauen ein, die keine Kinder hatten, sowie Mädchen ab 15, 16 Jahren. Schon da erfuhren wir, dass auch Mamas jüngere Schwester davon betroffen war, die sich auch irgendwo hier in Sibirien befand. Sie wurde in ein Gebiet hinter dem Polarkreis gebracht, nach Turuchansk.

Alle dachten, dass die Verschickung in die Arbeitsarmee damit erledigt war. Aber einen Monat später wurde erneut eine Mobilisierung angekündigt. Diesmal holten sie Frauen, deren Kinder „älter als drei Jahre“ waren. Aber wohin man mit diesen Kindern sollte, die nun ohne Mütter zurückbleiben mussten, davon war im Befehl über die Mobilisierung keine Rede. Manche der Mütter konnten ihre Kinder bei Verwandten unterbringen, und wenn sie keine näheren Verwandten hatten, dann waren sie gezwungen, sie in fremde Familien zu geben oder sie einfach dort zurückzulassen, wo sie wohnten. Die Einberufung wegen vorhandener Kinder verweigern konnten die Frauen nicht – das galt als Fahnenflucht.

Auch Mama erhielt einen Einberufungsbescheid. Angehörige hatten wir hier nicht, und es gelang Mama nicht, mich rechtzeitig irgendwo unterzubringen – alle Mobilisierten wurden in aller Eile in die Bezirksstadt geschickt. So musste sie mich auf der Farm, in der kleinen Kate, zurücklassen, in der wie zusammen gewohnt hatten.

Mama wurde fortgebracht, aber dass sie für immer ging – das hätte ich nie geglaubt. Ich war schon mehrmals allein gelassen worden – wenn Mama Getreide zur Bahnstation gebracht hatte, aber da war sie

immer zurückgekehrt. Aber auch jetzt kam es mir so vor, als würde sie wiederkommen.

Nach ihrer Abfahrt stromerte ich durchs Dorf, rutsche mit den anderen Kindern den Berg hinunter und kehrte gegen Abend zur Hütte zurück. Ich heizte den Ofen, wärmte das Abendessen auf, das Mama mir dagelassen hatte, aß und legte mich schlafen. Aber ich konnte nicht zur Ruhe kommen – erst jetzt, in der dunklen Hütte, fühlte ich plötzlich, dass ich allein war. Und ich wusste nicht, was weiter werden sollte.

Plötzlich wurde die Tür der kleinen Kate geöffnet, und mit den Schwaden des klirrenden Frostes trat Mama herein. Ich stürzte auf sie zu und schrie:

- Hurra! Du bist wieder da!

- Ich bleibe nicht, ich gehe bald wieder fort.

Am Morgen kamen die Frauen gelaufen, die auf der Farm arbeiteten. Und Mama erzählte, was in Tjuchtet geschehen war.

Als man sie nach Tjuchtet gebracht hatte, stand am Gebäude des Kriegskommissariats bereits eine große Menge mobilisierter Frauen, die aus dem ganzen Bezirk zusammengeholt worden waren. Einige hatten, trotz des Verbots, ihre Kleinen mitgebracht. Man hörte Geschrei und lautes Weinen, die Wachen brüllten.

Frauen mit Kindern flehten darum, die Kinder mitnehmen zu dürfen; sie versprachen sogar, sie aus ihrer eigenen Ration mit durchzufüttern. Mit lautem Geschimpfe rissen die Wachen die Kinder von ihren Müttern fort, aber wohin sie mit ihnen sollten, vor allem mit den ganz Kleinen, das wussten sie nicht. Die Kinder rissen sich los und rannten mit lautem Geheul zu ihren Müttern zurück. Schließlich schickte der Vorgesetzte des Kriegskommissariats,

nachdem er nichts erreicht hatte, die Frauen in die Häuser und versprach, sie später zusammen zu holen.

Eine Woche später wurden die Frauen erneut in die Bezirksstadt berufen, aber jetzt nur diejenigen, deren Kinder älter als sieben Jahre alt waren.

Diesmal hatte Mama etwas mehr Zeit zur Verfügung, um mich irgendwo unterzubringen. Dabei kam ihr auch der Umstand zu Hilfe, dass ich eine gute „Mitgift“ mitbekommen hatte – drei Sack Weizen, die wir für unsere erledigten Tagesarbeitseinheiten bekommen hatten. Es herrschte Hunger, und ohne eine solche „Mitgift“ hätte niemand ihn, einen nutzlosen Esser, gebrauchen können. Mama lief hastig durchs Dorf, und schließlich gelang es ihr, eine der ortsansässigen Frauen dazu zu überreden, dass sie mich bei sich aufnahm.

Am Tag ihrer Abfahrt brachte sie mich in die Hütte, in der ich von nun an leben sollte (die Säcke mit dem Getreide hatte sie schon früher dorthin getragen). Die Besitzerin der kleinen Hütte hieß Tante Nadja; sie hatte zwei Töchter, die etwa im gleichen Alter waren wie ich.

Mama machte mich mit Tante Nadja bekannt, übergab ihr meine Papiere und verabschiedete sich. Wir begleiteten sie nach draußen. Nachdem Mama mich umarmt und geküsst hatte, begab sie sich weinend zum Schlitten, der bereits in der Ferne auf sie wartete. Bis heute habe ich das vor Augen – den frostigen, sonnigen Tag, meine weinende Mama, die sich immer wieder umdreht und ihr blauer Mantel, der sich deutlich von der Farbe des grell-weißen Schnees abhebt.

Sie schickten Mama zum Holzeinschlag in die burjatische Mongolei (heute heißt das Burjatien), irgendwo unweit der chinesischen Grenze.

Tante Nadja zeigte mir mein Eckchen, wo ich meine Truhe aufstellen durfte, die Bank, auf der ich schlafen sollte. In der Hütte war es sauber und warm, und dennoch war alles fremd für mich. Und so saß ich bis zum späten Abend still in dem für mich abgezweigten Zimmerteil.

Am nächsten Tag bekam Tante Nadja ein Kolchospferd, um Heu für die Kühe herbeizuschaffen. Für die Fahrt nahm sie mich und eine ihrer Töchter mit. Der Weg führte durch verschneite in der Sonne glitzernde Felder, durch einen Wald, dessen Bäume mit dickem Raureif bedeckt waren. Wir beluden den Schlitten mit duftendem Heu, und dann brachte das kleine Pferd uns wieder nach Hause zurück. Als wir oben auf dem Heu saßen, sahen wir einen leuchtendroten Fuchs, der durch den flaumweichen Schnee lief. Die Fahrt gefiel mir, und ich wurde ein wenig fröhlicher. Aber am Abend senkte sich die Traurigkeit wieder über mich.

Am dritten Tag näherte sich ein wunderschöner Schlitten unserem Haus; ein stattliches Pferd war davor gespannt. In dem Schlitten saßen ein Mann und eine Frau. Die hochgewachsene, nach städtischer Art gekleidete Frau trat in die Hütte ein, grüßte alle freundlich und fragte mich dann:

- Bist du Robert?

Ich antwortete:

- Ja.

Sie sagte:

- Ich bin Tante Schura. In Tjuchtet habe ich deine Mama getroffen und ihr versprochen, dass ich dich zu mir hole. Kommst du mit mir nach Tjuchtet?

Ich erinnerte mich daran, daß man im Dorf davon sprach, wie gut es sich in Tjuchtet leben ließ – aufgrund irgendwelcher „Kärtchen“ sollten da angeblich alle Brot bekommen – egal, ob man arbeitete oder nicht. Und so erwiderte ich:

- Ich komme mit.

Die Frau sprach noch eine Weile mit Tante Nadja. Der Mann lud die Säcke mit dem Weizen auf den Schlitten, und wir fuhren nach Tjuchtet.

Als wir bei Tante Schura ankamen, stellte sich heraus, dass sie dort einen sechs Monate alten Sohn Schenja hatte. Während sie unterwegs gewesen war, um mich abzuholen, hatte Tante Pascha, die Hauswirtin der Holzhütte, auf den Kleinen aufgepasst, in der Tante Schura ein Zimmer bewohnte. In diesem Zimmer lebten wir von nun an zu dritt.

Morgens ging Tante Schura ins Industriekombinat; sie arbeitete dort in der Buchhaltung. Schenja und ich blieben dann allein zurück. Ich gab auf ihn acht, kochte ihm seinen Brei, fütterte ihn, legte ihn schlafen, wechselte die Windeln und ging mit ihm draußen spazieren. Mitunter kam Tante Schura angelaufen, um zu sehen, ob mit uns alles in Ordnung war. Abends, wenn ich keine Aufgaben mehr zu erfüllen hatte, ließ sie mich auf der Straße mit den Nachbarskindern spielen. Ich ging aber nicht oft nach draußen, sondern blieb im Haus, um meiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen – dem Lesen. Bücher aus der Schulbibliothek holen konnte ich nicht, weil ich nicht zur Schule ging; deswegen musste ich Nachbarn, Bekannte von Tante Schura und ihre Arbeitskolleginnen darum bitten. Bei dieser Suche fielen mir ganz unterschiedliche Bücher in die Hände. Bei einer alten Nachbarin fand ich ein altertümliches Buch mit dunkelbraunem Einband, geschrieben in der Schrift, wie sie vor der Revolution üblich

gewesen war. Dieses dicke Buch beinhaltete eine Sammlung von Witzen, die ziemlich langweilig waren. Einer von ihnen ging etwa so:

„Beim Rundgang durch das Lazarett wandte sich der General an einen im Krankenbett liegenden Soldaten:

- Wie lautet der Nachname?

Der erschrockene Soldat, der die Frage nicht verstanden hatte, antwortete:

- Ponos (*russisches Wort für Durchfall; Anm. d. Übers.*), Eure Exzellenz!

- Oh, ein griechischer Name! – wunderte sich der General“.

Die übrigen Witze waren auch nicht anders.

Wenn es keine Bücher gab, dann las ich alles, was mir unter die Augen kam – Zeitungen, alte Zeitschriften, irgendwelche Broschüren, Instruktionen für junge Jäger u.ä.

Meine ununterbrochene Leserei erboste Tante Schura – es war schwer, Kerosin zu bekommen (denn abends las ich unter der Tranfunzel), und außerdem würde ich mir die Augen verderben. Und Tante Pascha wiederholte immer und immer wieder: bei ihnen im Dorf – da ist einer, der liest und liest; der sei wohl völlig übergeschnappt.

Aber ich las auch weiterhin bei jeder sich bietenden Gelegenheit.

Tante Schura verwendete fast ihr gesamtes unbedeutendes Gehalt auf Lebensmittel für den kleinen Schenja, die sie auf dem Markt kaufte. Sie und ich ernährten uns vorwiegend von Kartoffeln und dem Weizen, der zusammen mit mir hierher gebracht worden war. Er

wurde in der Mühle gemahlen, und aus dem Mehl kochten wir dann Kulesch, einen Getreidebrei. Manchmal schafften wir es nicht rechtzeitig den Weizen zu mahlen; dann mussten wir unseren Brei aus ganzen Körnern zubereiten, und danach litt ich stets an heftigen Magenkrämpfen.

Wir bekamen auch Milch, die Tante Schura billig von der Nachbarin kaufte, sowie schwarzes, schweres Brot, welches, wenn auch nur in geringer Menge, auf Brotmarken ausgegeben wurde.

Mit meiner Mama war Tante Schura schon aus Saratower Zeiten bekannt, aber in den vergangenen Jahren hatten sie nichts voneinander gewusst und gehört. Hier in Sibirien sahen sie sich insgesamt zweimal, und jedes Mal war ihre Begegnung ziemlich ungewöhnlich.

Tante Schura war Russin. In Saratow hatte sie einen Deutschen geheiratet, aber ihren Mädchen Namen Aleksandra Semjonwna Jakowlewa behalten. 1941 wurde sie als Ehefrau eines Deutschen, zusammen mit ihrem Mann, nach Tjuchtet verschleppt. Ihren Mann holten sie in die Arbeitsarmee, und nachdem sie beschlossen hatten, dass sie mit ihrem russischen Familiennamen in Sibirien nichts halten würde, kehrte sie nach Saratow zurück. Dort stellte man sehr schnell fest, was sie für eine war und woher sie kam. Vor der Verhaftung rettete sie lediglich der Umstand, dass sie hochschwanger war. Man gab ihr zu verstehen, dass sie ins Gefängnis käme, sollte sie nicht nach Sibirien zurückgehen. Mit großen Schwierigkeiten gelangte sie bis zur Bahnstation Bogotol. Von dort waren es bis nach Tjuchtet noch vierzig Kilometer, aber es gab keine planmäßigen Transportmöglichkeiten dorthin. Und so war sie gezwungen, ohne Essen und ohne Geld, an dem kleinen Bahnhof zu bleiben.

Zum gleichen Zeitpunkt traf ein Schlittenzug mit Getreide aus unserem Askarowka dort ein. Nachdem er das geladene Getreide beim Silo abgegeben hatte, beschlossen die zur Begleitung mitgeführten Frauen, zum Bahnhof zu gehen. Unter ihnen befand sich auch meine Mutter. Und so sah sie dort Tante Schura.

Schmutzig und übermüdet lief sie mit ihrem dicken Bauch auf dem Bahnsteig auf und ab und bat um Almosen. Weinend umarmten sie einander. Nachdem Mama ihre Geschichte gehört hatte, brachte sie sie zu ihrem Schlitten und gab ihr von dem zu essen, was sie bei sich hatte. Anschließend hüllte sie sie in einen Schafpelz ein und brachte sie nach Tjuchtet, das der Schlitten zufällig auf seinem Weg passierte.

Und im folgenden Winter, als sie gerade zufällig am Kriegskommissariat vorbeiging, sah Tante Schura meine Mama in einer Menge mobilisierter Frauen stehen. Weinend erzählte diese ihr, dass sie ihr Söhnchen im Dorf bei fremden Leuten zurückgelassen hätte. Außerdem sagte sie dass er auch drei Sack Weizen bei sich hätte. Und da versprach Tante Schura, dass sie mich zu sich holen würde.

Diese beiden Begegnungen bestimmten in vielerlei Hinsicht mein Schicksal.

Noch ist nicht bekannt, wie es sich gefügt hätte, wenn ich im Dorf geblieben wäre, das ich als Sonderumsiedler nicht hätte verlassen dürfen. Ich wäre wohl Analphabet geblieben, wie viele meiner Altersgenossen, die in die entlegensten Gegenden Sibiriens und Mittel-Asiens verschleppt wurden.

Manchmal ging ich mit Schenja auf dem Arm zum Industriekombinat, wo Tante Schura arbeitete. In einer der Werkstätten sah ich mit großem Interesse, wie aus Rinderhörnern kleine Käämme hergestellt wurden. Das Horn wurde von Frauen in

kurze Abschnitte zersägt – es entstanden breite Rohre. Diese rohrförmigen Gebilde wurden der Länge nach geschnitten, unter heißem Dampf weichgemacht und mit Hilfe von Gewichten gerade gebogen. Die so entstandene Hornplatte wurde anschließend abgeschliffen und mit kleinen, runden Sägen auf einer speziellen Werkbank einzelne Zacken ausgesägt – und schon hatte man einen Kamm!

Es gab dort auch eine Schusterwerkstatt, wo sie aus weiß gegerbtem Leder Schuhe auf hölzernen Sohlen anfertigten; es gab eine Filzerei, in der aus Schafswolle Filzstiefel gewalkt wurden.

Mitunter nahm Tante Schura mir Schenja weg, gab mir ihren Bezugsschein und schickte mich damit in die Werkskantine. Dort wurde Suppe mit den Innereien von Rindern ausgegeben, die vom Bärlauch grün gefärbt war und mir außergewöhnlich schmackhaft erschien.

Bei Tante Schura wohnte ich bis zum Herbst 1943. Der von mir mitgebrachte Weizen war aufgebraucht, und um meine Kleidung war es ganz schlecht bestellt. Aus den alten Sachen, die wir seinerzeit von der Wolga mitgebracht hatten, war ich vollständig herausgewachsen, und sie war auch schon stark abgetragen. Andere Kleidungsstücke konnte man nirgends beschaffen. Und dazu bat ich noch darum, in die Schule gehen zu dürfen, wo der Unterricht bereits begonnen hatte. Da beschloss Tante Schura mich ins Kinderheim zu geben, das gerade erst in Tjuchtet eingerichtet worden war.

5. Die Taubstummenschule

Die Bezirksstadt Tjuchtet war ein kleines sibirisches Städtchen, das eher einem weit ausgedehnten Dorf glich. Es war mit Holzhäusern und gewöhnlichen Hütten bebaut, und lediglich im Zentrum befanden sich einige aus Stein errichtete Gebäude – das Verwaltungsgebäude, die städtische Schule und die Internatsschule für taubstumme Kinder (die man hier „die Taubstummenschule“ nannte). Untergebracht war sie in einem düsteren, einstöckigen und von einem dichten Holzzaun umgebenen Haus. Die Jungs aus der Stadt machten einen großen Bogen um diese „Schule“, denn wenn man die Taubstummen beleidigte, dann stürzten sie sich wütend auf den Angreifer – und so war es besser, mit ihnen gar nicht erst in Berührung zu geraten.

Zum Herbst 1943 waren eine Menge nicht untergebrachter Kinder zusammengekommen, darunter auch solche, deren Mütter in die Trudarmee mobilisiert worden waren. Und um wenigstens einen Teil dieser Kinder unterzubringen, erteilten die Behörden die Erlaubnis, innerhalb der Taubstummenschule ein Kinderheim zu schaffen. Die Taubstummen wurden fortgebracht, und das Gebäude mitsamt dem Personal dem neu organisierten Kinderheim übergeben.

Anfang Oktober brachte Tante Schura mich ins Kinderheim. Die Direktorin, eine strenge, ältere Frau, betrachtete meine Papiere, fragte Tante Schura etwas und stellte anschließend auch mir einige Fragen. Dann kam eine Erzieherin, brachte mich in den Schlafräum und zeigte mir meine Bettstelle. So begann mein Leben im Kinderheim.

Noch auf dem Wege dorthin dachte ich – am wichtigsten ist, dass ich dort zur Schule gehen kann. Weniger beunruhigte mich die Frage, wie ich dort wohl leben würde, welche Bedingungen dort herrschten.

Aber diese Bedingungen sollten sich schon sehr bald bemerkbar machen.

Vor allem hatten wir ständig Hunger. Trotz der schwierigen Kriegszeit wurde das Kinderheim mit Lebensmitteln versorgt. Aber ein guter Teil davon wurde allem Anschein nach gestohlen, denn die uns zustehenden Portionen, die auch so schon ziemlich bescheiden ausfielen, waren, bis sie uns vorgesetzt wurden, noch spärlicher geworden. Einmal bekamen wir zum Abendessen mit Butter angerichtete Makkaroni. Das war eine ungewöhnliche schmackhafte Mahlzeit, aber auf meinem Teller lagen einige, viel kürzere Makkaroni. An das heftige Hungergefühl, das ich nach dem Essen empfand, kann ich mich noch heute erinnern.

Im Winter war es in dem Gebäude kalt, besonders bei strengem Frost – es fehlte an Brennholz, obgleich es in der Umgebung Wald gab. Nachts musste man in seiner Oberbekleidung schlafen. Ich passte mich der Situation an, zog meinen Mantel über und drehte mich zum Schlafen auf den Bauch – mit angezogenen Knien, den Kopf mit einer Stoffdecke zugedeckt, unter der man warme Luft atmen konnte.

Aber das Schwierigste war, dass im Kinderheim eine drückende Atmosphäre herrschte, welche die Erzieherinnen, die es gewohnt waren mit Kindern mit körperlichen Defekten zu arbeiten, aus der ehemaligen Taubstummenschule mitgebracht hatten. Offenbar unterschieden wir uns sehr von diesen taubstummen Kindern, denn die stets gereizten und nervösen Erzieherinnen kamen mit der versammelten Kinderschar irgendwie überhaupt nicht zurecht. Im Kinderheim passierte ständig irgendetwas – irgendeiner der Jungs war unartig oder prügelte sich, ein anderer ging ohne Erlaubnis in die Stadt, häufig verschwanden auch Löffel, Handtücher, Bettlaken (das ließ sich auf dem benachbarten Markt verkaufen). Infolgedessen gab es Verhöre und Durchsuchungen in den Schlafräumen.

Ganz besonders fürchteten wir uns vor einem jungen, schwindsüchtig aussehenden Erzieher. Er rief uns einzeln in sein Kabinett und verhörte uns dort, während er mit einem Gummirohr spielte. Die Kinder berichteten, dass er einigen von ihnen damit schmerzhaft Schläge versetzt hätte.

Für irgendein Vergehen wurde oftmals nicht nur der Schuldige bestraft – es wurden auch Kollektivstrafen verhängt. Besonders häufig war dies mit unserer Lausbubengruppe der Fall – wir mussten stundenlang in Reih und Glied ausharren oder durften tagelang nicht nach draußen.

Jeden Abend ließ man uns zum Appell antreten, bei dem ganz sicher jedes Mal alle durchgezählt werden mussten und wir fast immer Zurechtweisungen und Tadel zu hören bekamen. Während solcher Rügen kam es vor, dass die Erzieherinnen plötzlich schwiegen und in der Taubstummensprache fortfuhren. Sie gestikulierten und „erörterten“ irgendetwas auf recht energische Weise. Nachdem sie sich in dieser tödlichen Stille beratschlagt hatten, verkündeten sie ihren Beschluss:

- Iwanow, vortreten! Aufgrund deines Verhaltens wird eure Gruppe morgen nicht nach draußen gehen! - Oder noch irgendetwas anderes in der Art.

Diese ganze bedrückende Situation hatte ihre Auswirkungen auf die Kinder. Mehrmals liefen einige von ihnen aus dem Kinderheim fort, aber bis zur Bahnstation, wohin sie im allgemeinen strebten, waren es, wie ich bereits sagte, vierzig Kilometer, und die eingeleitete Verfolgung holte die Geflohenen jedes Mal ein.

Später musste ich eine Zeit lang an der Eisenbahn-Kindersammelstelle und in einem anderen Kinderheim bleiben, aber die Zeit, die ich in dieser „Taubstummenschule“ verbrachte (wie

unser Kinderheim auch weiterhin genannt wurde), war für mich die schwerste.

Der Ort, an dem man wenigstens vorübergehend all dem entgehen konnte, war die städtische Schule. Wir lernten gemeinsam mit den Stadtkindern; sie hatten dort eine ganz gewöhnliche Lehrerin, deswegen fühlte ich mich in der Schule beinahe wie zuhause. Ich lernte mit Freude, und das Lernen viel mir auch leicht. Die Hausaufgaben erledigten wir alle gemeinsam, und ich, Schüler der dritten Klasse, löste häufig die Aufgaben der Fünftklässler.

Eine weitere Methode der Wirklichkeit zu entfliehen, war das Lesen von Büchern, die ich aus der Schulbibliothek mitnahm. Ich tauchte in eine ganz andere Welt ein, eine Welt der Abenteuer, eine Welt wunderbarer und kühner Menschen.

Im Frühjahr 1944 erhielt Tante Schura von ihrem Mann Christian Horst einen Aufruf (ohne einen derartigen Aufruf war es unmöglich mit der Eisenbahn zu fahren) zu ihm zu ziehen. Aber es war weit bis dorthin, bis in den Nord-Ural. Tante Schura beschloss, nicht allein mit dem kleinen Kind auf den Armen dorthin zu fahren. Sie kam ins Kinderheim und schlug mir vor, die Reise mit ihr zusammen anzutreten. Ich war natürlich einverstanden, denn das gab mir die Möglichkeit, dieser „Taubstummen-Schule“ zu entfliehen.

6. Der Nord-Ural

Der Weg in den Nord-Ural war wirklich nicht einfach. Die Passagierzüge waren lange unterwegs, oft hielten sie an, und in Nowosibirsk und Swerdlowsk musste man sogar umsteigen. Dann

blieb ich für gewöhnlich mit unseren ganzen Sachen und dem kleinen Schenja am Bahnsteig sitzen, während Tante Schura von einem Fahrkartenschalter zum anderen lief, irgendwelche Papiere ausstellen ließ und in Erfahrung brachte, wo man auf Reisemarken Essen und Trinken bekommen konnte. So etwas konnte man nur beim Umsteigen erwerben, und während der Fahrt hatten sich bei uns schon etliche dieser Tagesbezugsscheine angesammelt.

In Nowosibirsk hatten wir diese Kärtchen in der Eisenbahn-Kantine bekommen, die etwas abseits des Bahnhofs gelegen war. Wir warteten darauf, ein paar Lebensmittel zu erhalten, aber stattdessen gab man uns einen ganzen Eimer voll Maisbrei und einen halben Eimer gesalzenen Buckellachses.

Auf dem Weg zur Kantine hatte mich die Vitrine eines Geschäfts in Erstaunen versetzt, die mit Käseläiben, ringförmigen Würsten und Schinkenstücken vollgestopft war – das erinnerte mich so sehr an die Zeit vor dem Krieg. Allein beim genauen Hinschauen begriff ich, dass das alles gar nicht echt war, sondern dass es sich um künstlerisch nachgemachte Auslagen handelte.

Viele Laufereien verursachte uns die Sanitätsmaßnahme, ohne die man die Leute nicht in den Zug ließ. Dazu mussten wir uns in eine spezielle Sanitätsstelle begeben (die in Bahnhofsnähe gelegene Badeanstalt). Jeder zog dort seine Kleidung aus und hängte sie am Ärmel oder Hosenbein auf einen Ring aus dickem Stahldraht. Dieser wurde an einen Haken gehängt und dann ging das ganze zum „Durchbraten“, wo die Kleidungsstücke mit glutheißer Luft bearbeitet wurden, um mögliche Insekten zu vernichten. Nach dem Bad erhielt jeder den Ring mit seiner Kleidung, die noch ganz heiß war und ziemlich verbrannt roch, wieder zurück. Und man stellte fest, dass einige Knöpfe bei der Prozedur geschmolzen waren.

Ende Mai 1944 trafen wir in der Stadt Krasnoturinsk ein. Auf dem kleinen Bahnhöfchen nahm uns ein nicht sehr hochgewachsener, breitschultriger Mann mit ausgeprägter Glatze und großer Nase in Empfang. Das war Onkel Christian – Tante Schuras Mann. Nach Umarmungen und Begrüßungen lud er unser Gepäck auf einen Leiterwagen und half uns beim Hinaufklettern. Nachdem er sich neben uns gesetzt hatte, ergriff er die Zügel, und das Pferd setzte sich in Bewegung. Wir fuhren lange, denn wir mussten durch die ganze Stadt. Schließlich hielten wir vor einer einstöckigen, hölzernen Baracke, in der wir von nun an wohnen sollten.

Die altertümliche Siedlung Turinskie Rudniki (*Turinsker Bergwerke; Anm. d. Übers.*) war erst unlängst in die Stadt Krasnoturinsk umbenannt worden. Unweit der Altstadt schoss die Neustadt in die Höhe; dort wurde auch das Bogoslowsker Aluminium-Werk errichtet (kurz BAW). Die ersten Stadtviertel standen bereits, ein Kraftwerk war in Betrieb, und auch die Tonerdefabrik war bereits am Arbeiten. Die Arbeiter waren leicht zu erkennen – ihre Gesichter und Kleidung waren mit dem roten Staub der Tonerde bedeckt, aus der das Aluminium gewonnen wurde.

In der nahen Umgebung von Krasnoturinsk befanden sich einige Lager des GULAG. In einem von ihnen, das mit Stacheldraht umgeben war, verbüßten Häftlinge ihre Haftstrafe, in anderen Lagern (ebenfalls mit Stacheldrahtzäunen umgeben) befanden sich in die Arbeitsarmee mobilisierte Deutsche, die überhaupt keine festgelegte „Haftstrafe“ bekommen hatten. Sowohl reguläre Häftlinge als auch Arbeitsarmisten waren Arbeitskräfte des BAW, einer Bauorganisation des NKWD, die Industrieobjekte und Wohnhäuser errichtete.

Onkel Christian hatte sich ebenfalls in einem dieser Lager befunden. 1944 begann man bei Trudarmisten, die in Mangelberufen spezialisiert waren, eine gewisse Nachsicht zu üben. Onkel Christian

war ein solcher Experte (er arbeitete am Kupolofen in der Gießerei). Er wurde von der ständigen Wachbegleitung befreit – man erlaubte ihm außerhalb des Lagers zu wohnen und gestatteten ihm, seine Familie zu sich zu holen. Allerdings war er verpflichtet, jeden Tag in „sein“ Lager zu kommen, um sich dort zu melden und seine Tagesration Brot zu bekommen.

Bei der Baracke, in der wir uns niederließen, handelte es sich um ein Arbeiterwohnheim, und schon bald darauf begann Tante Schura hier als Kommandantin zu arbeiten.

Nun beschäftigte ich mich weniger mit dem kleinen Schenja – er wuchs heran, und Tante Schura hatte etwas mehr Zeit ihn selber zu beaufsichtigen. Meine wichtigste Pflicht bestand darin, Brennholz für unseren Ofen, sowie Futter für die Ziegen zu beschaffen, die wir wegen Schenja hielten. Mit dem Holz war es leichter – in der Umgebung wurde überall gebaut, und so schleppte ich von dort Bretter und verschiedene Schnittreste heran, die ich dann zu Feuerholz zerkleinerte. Schwieriger verhielt es sich mit dem Ziegenfutter. Im Sommer weidete ich sie in schmalen Gräben und am Wegesrand, manchmal pflückte ich ihr auch Gräser; im Winter sammelte ich an der benachbarten Bahnstation übriggebliebene Heureste von den Laderampen und Waggon-Plattformen – oder ich warf schnell ein bisschen Heu aus den aufgestapelten Heuballen hinüber. Ich wurde so oft wegen zu wenig Futter ausgeschimpft, dass ich eines Tages einen Entschluss fasste und einen ganzen Ballen Heu vom Bahnhof wegholen wollte. Ich weiß nicht, was ein solcher Ballen wiegt, vielleicht war es auch nur ein besonders kleiner Ballen, aber Tatsache bleibt Tatsache – ich, ein elfjähriges Jungchen, rollte mir das Heu auf den Rücken und schleppte ihn bis ganz nach Hause. Das ließ sich auch damit erklären, dass mich die Angst antrieb – ich fürchtete, dass ausgerechnet in diesem Augenblick ein Gewehrschütze um die Ecke kommen könnte.

Und ich hatte auch noch eine weitere Aufgabe zu erledigen – ich verkaufte auf dem Markt Kessel und Töpfe, die Onkel Christian heimlich auf der Arbeit angefertigt hatte. Zusammen mit dem Gießer goss er dieses Kochgeschirr aus Resten des Duraluminiums im Kupolofen, und die Gussstücke schliff zum Schluss ein Drechsler glatt, mit dem sie bekannt waren. Aus den dünnen Duraluminim-Platten schnitten sie eine Art Deckel aus, die dann zu Griffen geformt wurden. Anschließend putzte ich alles mit Schmirgelpapier. Das Kochgeschirr fiel wunderbar aus. Glänzend und dickwandig war es besser als das aus der Fabrikproduktion, welches sich übrigens auch nicht im Verkauf befand.

Ich schlenderte mit meinen Töpfen und Kesseln über den Markt. Die Leute kauften gut. Einmal kaufte ein bedeutender Liliputaner aus dem Theater, das bei uns gerade ein Gastspiel gab, mir ein Kesselchen ab – das war für mich ein Ereignis!

Ich hatte auch ein großes Problem mit meiner Kleidung – sie sah furchtbar schäbig aus, und außerdem war ich sehr schnell aus den Sachen herausgewachsen. Aber all das kam irgendwie in Ordnung – Onkel Horst brachte von irgendwo Soldatenhosen mit, und mit Einsetzen der kalten Jahreszeit, eine graue Wattejacke (wie die Gefangenen sie zu tragen pflegten). Nur mit dem Schuhwerk war es schwierig. Man sagte mir, den Auftrag für Schuhe würden sie in der Verwaltung des Aluminiumwerks geben. Ich suchte alle Bescheinigungen zusammen, aus denen hervorging, dass meine Eltern sich in der Arbeitsarmee befänden, und machte mich damit auf den Weg in die Fabrik.

Als ich Jahre später bei Majakowskij die Zeilen las: „Ich zeigte meine Papiere, die „Iswestija“ verdeckend, und berief mich auf das Allrussische Zentral-Exekutivkomitee der Räte- und Arbeiter-, Bauern- u. Rotarmistendeputierten“. Ich erinnerte mich an seinen Leidensweg, sein Umherirren mit diesem Ausweis; auch ich „zeigte“

meine Bescheinigung, maskierte alles mit der „Arbeit“ und berief mich auf die „Armee“. Sie gaben mir dort tatsächlich einen Bestellschein, und die langersehnten Schnürschuhe erhielt ich ebenfalls.

In Krasnoturinsk lernte ich zum ersten Mal das Alltagsleben der „Lagerstadt“ kennen. Täglich fuhren an unserer Baracke ganze Kolonnen offener Lastwagen zur Baustelle, in deren Wagenkästen Häftlinge (oder Trudarmisten – es war schwierig sie voneinander zu unterscheiden) auf dem Boden saßen, und auf einem hölzernen Brettchen nahe der Fahrerkabine standen mit Gewehren bewaffnete Soldaten. Mitunter ging eine Gefangenen-Kolonnie auch zu Fuß vorbei, umgeben von bewaffneten Wachmannschaften und Hunden. Und dann musste man mit ansehen, wie die Leute – aufgedunsen vom Hunger und an Ruhr erkrankt, im Abfall herumwühlten; unter ihnen befanden sich sowohl Häftlinge, als auch Trudarmisten. Man ließ sie hinter dem Lagerterritorium herumlaufen, denn arbeiten konnten sie schon nicht mehr, und dort, wo sie der Tod ereilte, waren sowieso Wachen präsent.

Eine gewohnte Erscheinung für die Stadt waren die Stacheldrahtzäune und Wachtürme an den Ecken. Sie umgaben nicht nur das eigentliche Lager, sondern auch die Baugrube, wo Häftlinge und Arbeitsarmisten arbeiteten. Hinter so einem Zaun war ich in dem Trudarmee-Lager, in dem Onkel Christian registriert war – mehrmals nahm er mich mit dorthin. Und die Wachleute, die ihn recht gut kannten, ließen mich problemlos passieren.

Als ich zum ersten Mal dorthin kam, war es helllichter Tag und das Lager wie leergefegt. Ich war verblüfft über die dort herrschende Sauberkeit und Ordnung. Zu beiden Seiten der Hauptstraße standen in exakten Reihen akkurat getünchte Baracken. Geweißt waren auch die jungen Bäumchen vor den Baracken sowie die niedrigen Umzäunungen um die leeren Frühlingsbeete. Alle Wege waren

sauber gefegt, und man hatte auch die Sitzbänke weiß gestrichen. All das erinnerte an die Ordnung, die in einem Krankenhaus üblich war oder an irgendeinen ungewöhnlichen Friedhof. Außerdem war ich äußerst erstaunt, dass die Brotration, die Onkel Christian erhielt, eine Zugabe enthielt, die mit einem Holzpflockchen an den Brotlaib geheftet war, und in der Brotausgabe, wo wir das Brot ausgehändigt bekamen, lagen die vorbereiteten Portionen (mit Holzpflockchen oder ohne) „gebunkert“ auf dem Fußboden.

Davon, dass es solche „Lager“ gibt, in denen Leute „sitzen“, hatte ich erstmalig gehört, als wir uns noch in Tjuchtet aufhielten. Ein blasser, akkurat, aber in alte Sachen gekleideter Mann war zu Tante Schura „auf einen Tee“ gekommen. Die Frauen erzählten, dass er erst kürzlich aus irgendeinem „Lager“ gekommen sei und nun nach Tjuchtet verbannt worden sei. Außerdem sagten sie, er habe eine Strafe „nach § 58“ verbüßt. Ich wagte zu fragen, weshalb er denn eingesperrt worden sei, und er antwortete:

- Wegen nichts.

Natürlich glaubte ich ihm nicht ...

Nach wie vor träumte ich vom Besuch der Schule. Am 1. September 1944 begann an den Schulen der Unterricht. Durch Bitten erwirkte ich bei Tante Schura, dass ich in die Schule gehen durfte, in die vierte Klasse. Zwei Wochen später verlangte Onkel Christian, dass ich das Lernen lassen sollte, denn er sei nicht bereit, „einen Schmarotzer zu ernähren“. Und das Rad fing wieder an sich bei mir wieder wie früher zu drehen – Schenja, Brennholz, Ziege, Heu, Kessel und Töpfe.

So verging der Winter. Im Frühling 1945 begann ich schließlich zu rebellieren und sagte, dass ich lernen und deswegen wieder ins Kinderheim zurückwolle. Unsere Baracke sollte abgerissen werden, und man teilte Tante Schura eine Neubau-Wohnung sowie einen

Kindergarten-Platz für Schenja zu. Mag sein, dass sie deswegen keine großen Einwände machten – sie konnten schließlich auch ganz gut ohne mich auskommen.

Ich nahm meine Papiere und begab mich zur Städtischen Abteilung für Volksbildung, um meine Aufnahme ins Kinderheim zu erbitten. Die dort arbeitenden Frauen meinten, dass sie mir dabei nicht behilflich sein könnten – dass es in der Stadt kein Kinderheim gäbe, woraufhin ich erwiderte, dass ich von hier nicht eher fortgehen würde, als bis ich einen Platz hätte, selbst wenn ich hier übernachten müsste. Ich richtete mich unter dem hölzernen Vordach der Städtischen Abteilung für Volksbildung häuslich ein und blieb dort den ganzen Tag sitzen (ich hatte ein interessantes Buch dabei – ein Sammelwerk von Erzählungen Pawel Baschows „Die Schatulle aus Malachit“).

Am Abend sagte man mir in Anbetracht meiner Beharrlichkeit, daß sie mich am morgigen Tage irgendwo unterbringen würden, ich jetzt aber nach Hause gehen sollte.

Am nächsten Tag brachte eine dieser Frauen mich ins Internat, das sich in der Stadt Karpinsk (unweit von Krasnoturinsk) befand. Aber das Internat war bereits überfüllt, und so wurde ich nicht aufgenommen. Ich musste erneut nach Hause zurückkehren. Am dritten Tag erhielt ich eine Einweisung in die Kinder-Aufnahmestelle; sie kauften mir eine Fahrkarte und setzten mich in den Zug, der nach Serow fuhr.

Viele Jahre später (1958) befand ich mich im Nord-Ural auf Dienstreise. Damals lebte ich in Karaganda und arbeitete auf dem Posten eines Ingenieurs und studierte am Abend-Institut; ich besaß eine eigene Familie. Mit mir war der junge Ingenieur und Eisenbahner Anatolij Aleksejew. Es herrschte Frost, und er trug

einen groben, schwarzen, kurzen Pelz mit zottigem Wollkragen, den ein Verwandter vom Lande ihm geschenkt hatte. In diesem Halbmantel sah der lange, dunkelgesichtige Aleksejew mit seinen dicken Augenbrauen aus, wie der Räuber aus einer Operette. Zusammen fuhren wir durch mehrere Städte, waren in Swerdlowsk und Nischnij Tagil. In Karpinsk berichtete ich ihm von Tante Schura, und wir beschlossen sie ausfindig zu machen. Mit dem Linienbus begaben wir uns ins benachbarte Krasnoturinsk. Mit viel Mühe, über die Personalabteilung des Aluminiumwerkes, konnten wir Tante Schura dann schließlich doch finden machen.

Sie lebte in einer kleinen Ein-Zimmer-Wohnung im Zentrum der Neustadt. Wir trafen sie zusammen mit Schenja an, der inzwischen bereits 16 Jahre alt war. Die abgemagerte und gealterte Tante Schura war, wie mir schien, über mein Erscheinen weniger erfreut, als vielmehr erstaunt. Sie berichtete, dass Onkel Christian sie schon bald nach meinem Fortgang im Stich gelassen hatte und zu einer Jüngeren gefahren war. Sie selber war einem Usbeken näher gekommen, der sie mit nach Mittel-Asien genommen hatte. Aber sie konnte das dortige Klima nicht vertragen, das Kind, das dort geboren wurde, starb, und sie selber kam auch nur mit Müh und Not durch. Zusammen mit Schenja kehrte sie schließlich nach Krasnoturinsk zurück.

Dort fand sie eine gutbezahlte Arbeit als Motoristin in der leider für die Gesundheit schädlichen Tonerde-Fabrik. Man gab ihr eine Wohnung, in der sie bis heute leben.

Schenja erkannte ich überhaupt nicht wieder – er entpuppte sich als mir völlig unbekannter Halbwüchsiger, der seiner Mutter abgehackte Worte zuwarf und mit uns aus irgendeinem Grund durch die halb geschlossenen Zähne sprach. Nur mit äußerster Mühe konnte man in ihm das so sympathische Jungchen erraten, auf das ich damals aufgepasst hatte.

Ich erzählte Tante Schura von mir, aber diese hörte mir nur ungläubig und misstrauisch zu. In dem Gespräch wiederholte sie mehrfach, dass sie all diese Jahre gedacht hätte, ich könnte ein Krimineller geworden sein. Dabei schaute sie die ganze Zeit über furchtsam den düster dreinblickenden Aleksejew an.

Als sie uns bereits hinausbegleitete, meinte sie, dass sie auch jetzt noch nicht glauben könne, dass ich kein Verbrecher sei. Und wir konnten sie dann letztendlich auch nicht davon überzeugen...

7. Die Kindersammelstelle

Bis nach Serow war ich mehrere Stunden unterwegs. Der Waggon war überfüllt, ich musste stehen, und neben mir stand ein Junge, der irgendwie in Richtung Nischnij Tagil unterwegs war. Wir kamen ins Gespräch, aber dann begann die Überprüfung der Papiere, und der Junge wurde festgenommen – er hatte eine Bescheinigung vorgezeigt, die an den Ecken schon ganz abgewetzt aussah, aber ein frisches Datum trug.

- Das Datum ist gefälscht, - meinte der Soldat und übergab den Jungen an einen anderen bewaffneten Soldaten.

Dann schaute er sich meine Papiere an und sagte plötzlich:

- Du kommst aus Tjuchet? Ich auch. Wo hast du dort gewohnt? Das ist gar nicht weit von unserer Familie entfernt, du kennst bestimmt meinen Wowka?!

Ich konnte mich an seinen Sohn nicht erinnern, mochte das aber nicht eingestehen, und so antwortete ich auf seine Fragen so gut es ging, erzählte ein wenig von Tjuchtet, wo er offenbar lange Zeit nicht gewesen war. Zufrieden damit, dass ich ihn wieder an seine heimatliche Gegend erinnerte, klopfte er mir auf die Schulter und setzte seinen Gang durch den Waggon fort.

Endlich traf unser Zug in Serow ein. Ich hatte fünfzehn Rubel bei mir, die Tante Schura mir gegeben hatte. Neben dem Bahnhof befand sich ein Kinotheater, und ich beschloss, zuerst ins Kino zu gehen. Dort sah ich zum ersten Mal in meinem Leben einen amerikanischen Film – einen Actionfilm in Farbe, der an einem blauen Ozean mit grünen Palmen spielte und in dem es um einen schweren Taifun ging (ich glaube der Film hieß „Hurricane“). Auf dem Markt am Bahnhofsvorplatz kaufte ich eine Schanga (*Gebäck; kleine Küchlein mit Kartoffeln; Anm. d. Übers.*) und ein kleines Glas Milch. Die Küchlein aß ich sofort am Ladentisch und spülte sie mit der Milch hinunter, und nachdem ich das leere Glas zurückgegeben hatte, machte ich mich auf den Weg, um die Kindersammelstelle zu suchen.

Sie war schnell gefunden, denn sie lag ziemlich in der Nähe des Bahnhofs.

Als ich näher herankam, sah ich einen hohen Zaun aus Ziegelsteinen, oben mit Stacheldraht versehen, undurchsichtige Tore und einen Durchgang, in dem ein Wachmann saß.

Nachdem er meinen Einweisungsschein gelesen hatte, ließ der Wachhabende mich eintreten. Ich fand mich in einem kleinen Innenhof wieder, in dem sich ein graues Gebäude befand. An seinem Eingang stand eine Gruppe kahlgeschorener Jungen in grauen Kitteln. Als sie sahen, daß ich ohne Milizionär hereingekommen war, sagte einer von ihnen:

- Idiot, der ist freiwillig hier reingekommen!

Diese Einrichtung nannte sich offiziell „Kinder-Sammel- und Verteilungsstelle bei der Eisenbahn- Abteilung der Miliz an der Bahnstation Nadeschdinsk“ (so lautete der frühere Name von Serow). Hier wurden Straßenkinder aufgenommen, welche die Miliz aus den Zügen geholt oder an den Bahnhöfen aufgegriffen hatte. Viele von ihnen waren routinierte Streuner, die es verstanden, sowohl aufdringlich zu betteln, als auch zu stehlen. Keiner von ihnen besaß Papiere, aber jeder von ihnen erzählte eine frei erfundene Familiengeschichte, viele trugen ebenso ausgedachte Nachnamen. Diejenigen, die schon älter waren, versuchten stets ihre Alter zu senken, denn hier wurden nur Jugendliche bis zum Alter von 14 Jahren aufgenommen. Die noch älteren wurden in eine Fabrik- und Betriebsfachschule gebracht oder irgendeiner Produktionsstätte zugewiesen. Hier war man gezwungen, die Legenden, die sich die Straßenkinder ausgedacht hatten, für bare Münze zu nehmen; lediglich ihr Alter wurde zusätzlich noch von einer medizinischen Sonderkommission bestimmt.

Ich war größer als meine Altersgenossen, und trotz der Tatsache, dass bei mir alle Papiere vorlagen und ich erst 12 Jahre alt war, versuchten sie mich als Lehrling in die Schuhfabrik zu schicken. Aber ich sagte ihnen, dass ich dort schon selber gewesen wäre, dass ich in einer Schule lernen wollte und dass ich fortlaufen würde, wenn sie mich nicht ins Kinderheim aufnahmen. Danach ließen sie mich in Ruhe.

Die Straßenjungen gehörten allen möglichen Nationalitäten an; unter ihnen waren wohl auch Deutsche. Aber wer war schon bereit, sich dazu zu bekennen? Nur von mir wusste man, dass ich Deutscher war. Und eine der Aufseherinnen konnte mich nicht ausstehen – eine große Frau, die entsetzlich schielte. Wenn sie beim Abendappell jemandem eine Strafpredigt hielt und dabei unverwandt mit einem

Auge auf den Schuldigen blickte, dann kauerten sich jedes Mal am anderen Ende der Aufstellung zwei Jungen zusammen, die von ihrem anderen Auge ins Visier genommen wurden. Ständig stellte sie mir nach und versuchte mich zu kränken. So sagte sie zum Beispiel:

- Ha, du Fritz, komm mal her!

Oder:

He, du deutscher Knirps, stell dich anständig in die Reihe!

So lange ich mich in dieser Aufnahmestelle für Kinder aufhielt, verfolgte und peinigete sie mich auch weiterhin. Und soweit ich aus ihren Anspielungen verstehen konnte, war der Versuch, mich in die Schuhfabrik zu schicken, ihre Idee gewesen.

Die anderen Aufseherinnen waren gewöhnliche Frauen, und nachdem sie begriffen hatten, daß ich weder Landstreicher noch Krimineller war, verhielten sie sich mir gegenüber gut – sie befragten mich, woher ich kam, wo meine Eltern wären. Sie erlaubten mir aus dem Tor zu treten und mir Bücher aus der Stadtbibliothek zu leihen, die auch die Kinderaufnahmestelle bediente. Und danach verbrachte ich viele Stunden mit Bücherlesen.

Außer Lesen gab es hier nichts, womit man sich beschäftigen konnte, und so lungerten die Kinder den ganzen Tag untätig herum – Schulunterricht gab es nicht, und wegen der Enge konnte man nirgends spielen. Die Erzieherinnen beschäftigten sich mit uns nicht – ihre Aufgabe war lediglich für Ordnung zu sorgen. Nur gelegentlich übten sie mit uns Kriegslieder und Märsche ein, die in den letzten Tagen des Krieges so oft aus den großen Lautsprechern erschollen.

Alle zehn Tage wurden wir ins städtische Bad geführt, und das war für uns immer ein großes Ereignis. Vor dem Besuch im Bad zogen

wir unsere grauen Kittel aus und bekleideten uns mit den so genannten „amerikanischen Geschenken“. Diese ausländische Kinderkleidung leuchtete in bunten Farben, war sonderbar geschnitten und verfügte über verschiedene Verschlüsse und glänzende Knöpfe. Vielen passten die Sachen nicht – manch einer konnte sich nur mit Mühe in seinen roten Samtanzug hineinzwängen, während einer der Kleineren sich in seine orangefarbene Strickjacke wickelte und sich dazu eine Schnur als Gürtel umband, wiederum andere krempelten sich die grobkarierten Hosenbeine hoch. Und die Mädchen versuchten etwas zu ergattern, das besonders „schmuck“ aussah.

Und dann schritt die Menge der graugesichtigen, kahlgeschorenen Jungen und Mädchen in der bunten ausländischen Kleidung ungeordnet die Straße entlang, wobei sie Kriegslieder schmetterten. Unsere Kolonne zog die Aufmerksamkeit aller auf sich. Lachend und laut rufend, kamen die Stadtjungen hinter uns hergerannt. Passanten blieben lächelnd stehen. Zufrieden mit dem erzeugten Effekt waren unsere Aufseherinnen – die „ausländische“ Kleidung sollte offen demonstrieren, wie gut es uns ging, und der laute Gesang – das hohe Niveau ihrer „Erziehungs“arbeit.

Der April ging zu Ende, es kam der Mai. Am Tag des Sieges, dem 9. Mai, freuten wir uns alle über das Ende des Krieges. Jetzt würde sich alles zum Besseren wenden, und ich träumte davon, bald meine Eltern wiederzusehen und mit ihnen zusammen zu bleiben...

Die Zeit verrann, aber niemand schickte mich irgendwohin.

Schließlich, irgendwann nach dem 20. Mai, brachte eine der Aufseherinnen mich und noch einen weiteren Jungen ins Klenowskojer Kinderheim, das sich am anderen Ende der Region Swerdlowsk befand.

8. Das „Besserungsheim“

Das Kinderheim, in das man uns brachte, war während des Krieges aus der Nähe von Kiew evakuiert worden. Dort war es ein Besserungsheim für Kinder gewesen, und hier im Ural war das ebenso der Fall (die Ortsansässigen nannten es kurz „Bessheim“). Hier befanden sich minderjährige Kriminelle (bis zum Alter von 14 Jahren), die ganz unterschiedliche Verbrechen begangen hatten (Diebstahl, Teilnahme an Raubüberfällen u.a.).

Für das Kinderheim war ein großer Teil des Schulgebäudes zur Verfügung gestellt worden. Das Gebäude war nicht geeignet für die Unterbringung von Rechtsbrechern, vor allem war es kein isoliertes Territorium – denn in dem gleichen Gebäude war auch die örtliche Schule in Betrieb. Während des Krieges musste man sich damit abfinden, aber gegen Ende des Krieges beschloss man, das Besserungskinderheim zu liquidieren und an seiner Stelle ein gewöhnliches Kinderheim zu schaffen. Dazu mussten etwa hundert kriminelle Minderjährige abtransportiert werden, die nach und nach durch ganz gewöhnliche Kinder ersetzt wurden. Und die erste Partie solcher „gewöhnlichen“ Kinder stellten wir zwei aus der Serower Kinderempfangs-stelle dar.

So kam es also, daß ich wieder in ein neu organisiertes Kinderheim geriet (das erste Mal war das in Tjuchtet der Fall). Wie auch im Tjuchtetsker Heim, in dem noch eine ganze Menge aus der ehemaligen „Taubstummen-Schule“ übrig geblieben war, war im neuen Klenowsker Kinderheim praktisch auch alles so geblieben, wie zuvor im „Bessheim“.

Es waren nicht nur die alten Erzieherinnen da, sondern auch die ehemaligen Zöglinge, die gerade erst abtransportiert werden sollten.

Charakteristisch für diese Situation war folgender Fall: vor unserer Ankunft entließen sie den erst kürzlich ernannten Direktor des neuen Kinderheims, den früheren Direktor des „Bessheims“. Er schaffte es nicht, sich die alten Erziehungsmethoden abzugewöhnen und wurde auch am neuen Ort wieder handgreiflich. Besonders gern mochte er den Kinder schmerzhaft mit den Fingern auf ihre kahlgeschorenen Köpfe schlagen.

Das Kinderheim befand sich am Rande der Ortschaft Klenowskoje, das sich über mehrere Kilometer entlang des Traktes erstreckte. Es war ein großes Dorf – damals befanden sich dort vier Kolchosen. Nebenan verlief die Eisenbahn-Magistrale Kasan – Swerdlowsk, und unweit des Dorfes lag die Ausweichstelle Klenowskoje.

Die zweistöckige Schule mit den breiten Fenstern, in denen auch das Kinderheim untergebracht war, stand direkt am Ufer des Flusses Put, unweit der Stelle, an der er in den Fluss Bisert mündet. Gegenüber des Gebäudes am Fluss Put gab es einen Damm mit einer Mühle sowie ein kleines Elektrokraftwerk. Die meterdicken Wände des ersten Stockwerks waren aus Naturstein gebaut – früher stand hier eine Lederwarenfabrik (unter dem Fußboden fanden wir Abflüsse, die zum Fluss führten). Die zweite Etage wurde erst später gebaut und stellte einen unverputzten Holzbau in dunklem Goldfarbton dar .

Dichte Trennwände in den Korridoren der ersten und zweiten Etage trennten das Kinderheim vom eigentlichen Schulbereich. Der Hof war vom Schulhof durch einen langen Zaun abgeteilt. In der entferntesten Ecke des Hofes stand ein hübsches zweigeschossiges Gebäude, hinter dem man die großen Bäume eines alten Gartens sah. Das Gebäude wurde „Herrenhaus“ genannt – irgendwann einmal hatte der Werksleiter der Fabrik dort gewohnt. Jetzt wohnten dort der

Direktor des Kinderheims und einige Erzieherinnen. Auch die medizinische Untersuchungsstelle befand sich dort, des Weiteren die Buchhaltung und einige andere Dienstleistungsabteilungen. In der anderen Ecke des Hofes waren Pferdestall und Heuboden untergebracht.

Als wir ankamen, war das Kinderheim leer – in den Korridoren begegneten wir lediglich ein paar jüngeren Kindern, und im Hof spielte eine kleine Gruppe von ihnen. Die älteren Kinder bekam ich erst im Schlafsaal zu sehen, in den eine der Erzieherinnen uns führte. Mir fiel auf, dass dies nicht jene graugesichtige Masse obdachloser Kinder war, die ich in der Kinderaufnahmestelle gesehen hatte. Es handelte sich um kräftige Jungs zwischen dreizehn und fünfzehn Jahren, und man merkte sehr wohl, dass jeder von ihnen seinen Preis kannte. Sie saßen um den Tisch, auf dem ein Haufen gebackener Kartoffeln lag. Ein kleiner, untersetzter Bursche bat mich an den Tisch und bot mir eine Kartoffel an. Später erfuhr ich, dass das Kipka (Kiprijan) Toporischtschew war, der hier als Hauptanführer fungierte. Sie fingen an mich zu fragen, wer ich sei, woher ich komme und wo ich vorher war. Ich erzählte ihnen, dass ich gern interessante Bücher lesen und neue Soldatenlieder kennen würde. Sie zeigten dafür ein unerwartetes Interesse, baten sogar darum, ihnen eines der Lieder vorzusingen. Ich versprach, diese Lieder mit ihnen einzustudieren und ihnen den Inhalt der interessantesten Bücher nachzuerzählen. Sie selber lasen keine Bücher – einige von ihnen konnten überhaupt nur mit Mühe Buchstaben entziffern und schreiben.

Ich kannte eine Menge Abenteuerbücher und es würde Monate dauern, sie alle zu erzählen. Ich erzählte immer nach dem abendlichen Zapfenstreich, wobei ich von Zeit zu Zeit in die Dunkelheit fragte:

- Wer schläft noch nicht?

Wenn es nur wenige Antworten gab, unterbrach ich meine Nacherzählung bis zum nächsten Abend. In den ersten Tagen übten wir ein paar Lieder ein, und wenn wir danach irgendwohin in Formation geschickt wurden (beispielsweise mit Schaufeln auf den Schultern in den entfernten Gemüsegarten), dann fingen wir ganz selbständig, ohne den ausdrücklichen Befehl der Erzieherinnen an, eines dieser Lieder anzusingen, und die gesamte Kolonne stimmte, einträchtig marschierend, mit in den Gesang ein.

Diese kriminellen Kinder ähnelten nicht jenen Dieben und Räubern, die ich mir immer vorgestellt hatte. Ganz gewöhnliche Jungs! Aber ich wunderte mich, als ich erfuhr, dass ein kleiner, einfältig aussehender Junge Mitglied einer Bande war, die Wohnung ausgeräubert hatte. Er war durch eine kleine Klappe in die Wohnung gekrochen und hatte dann von innen die Tür geöffnet.

Aber nicht alle hier waren Verbrecher. Eines der Jungchen war wegen Flucht aus der Produktionsstätte ins „Besserungsheim“ gebracht worden. Aus der Kinderempfangsstelle hatte man ihn in die Fabrik geschickt, wo er bei derart schweren Arbeiten eingesetzt wurde, dass er es nicht ertragen konnte und davonlief. Er wurde aufgegriffen, und normalerweise hätte ihm anschließend die Verbringung in eine Strafkolonie gedroht. Aber eine medizinische Kommission stellte fest, dass er noch kein vierzehn Jahre alt war und so kam er hierher – ins „Besserungsheim“.

Trotz des recht freien Regimes liefen diese Kinder merkwürdigerweise von hier nicht fort. Offensichtlich war ihnen ihr Aufenthalt hier nur recht – sie hatten ein Dach über dem Kopf, man gab ihnen zu essen und hier, in dieser ländlichen Gegend, konnten sie sich immer zusätzlich etwas Essbares beschaffen.

Aber es gab auch solche, die im Frühjahr wegliefen, im Sommer als Obdachlose herumstreunten und dann zum Herbst wieder

zurückkehrten. Das Schema solche Fluchten war einfach. Auf dem benachbarten Ausweichgleis bestieg man einen der Militärzüge, die während des Krieges unaufhörlich gen Westen gefahren waren, an die Front, und nach dem Krieg – gen Osten, in den Krieg gegen die Japaner. Die Soldaten, die ihre Familien schon lange nicht mehr gesehen hatten, waren dem Jungen, der sie bat, sie bis zu irgendeiner Bahnstation mitzunehmen, gern beim Einsteigen behilflich. In den beheizbaren Militärwaggons zu fahren war ungefährlich, und außerdem gab es dort auch immer etwas zu essen. Irgendwo stieg das Jungchen dann aus, und sein freies Leben begann.

Im Herbst, wenn die Kälte einsetzte, erschien der Geflüchtete bei der Miliz und erzählte, daß er aus dem Klenowskojer Besserungsheim fortgelaufen sei. Natürlich brachte sie ihn dann wieder dorthin zurück. Und wenn er Lust dazu hatte, dann wiederholte sich das alles im folgenden Frühling.

Es kam vor, dass Fortgelaufene nicht zurückkehrten. In der Miliz nannten sie einen anderen Nachnamen und erzählten den Beamten eine mitleiderregende Geschichte (ganz sicher von Evakuierung und Bombardierung des Zuges). Man brachte sie zur nahegelegenen Kinderaufnahmestelle und von dort in ein gewöhnliches Kinderheim. Aber nachdem sie dann dort eine Zeit lang zugebracht hatten, kamen sie doch wieder zu uns zurück.

Einer solcher Zurückgekehrten war zuvor in ein Kinderheim geraten, das sich in einer großen Stadt befand. Dort hatten ein strenges Regime und großer Hunger geherrscht. Und man konnte sich auch anderweitig nichts Essbares beschaffen; da war es nicht so wie hier gewesen, da hatte es keine Gemüsegärten, keinen Fluss, keinen Wald gegeben.

Mit diesen kriminellen Kindern bekam ich einen ganz guten Umgang.

- Du wirst der Staatsanwalt sein, - meinten sie, und das war bei ihnen der allerhöchste Titel, den es gab.

Von ihnen lernten wir eine ganze Menge, aber das Wichtigste daran war die Kunst, sich zusätzliche Lebensmittel zu besorgen. Die erste Lehrstunde dieser Art erhielt ich gleich bei der Ankunft. Es war Mai, alle hatten Hunger – in den Gemüsegärten und im Wald war noch nichts gewachsen. Aber die Kinder hatten immer gebratene Kartoffeln vorrätig. Und dann zeigten sie mir, wie sie sie besorgten.

In einem leerstehenden Zimmer im ersten Stock des „Herrenhauses“ waren Kartoffeln gelagert, die eine der örtlichen Kolchosen geliefert hatte. Zur besseren Belüftung stand das Zimmerfenster offen, und es wurde auch nur sehr selten vernagelt. Die Kartoffeln waren ein Stück vom Fenster entfernt ausgeschüttet worden, damit man mit den Händen nicht heranreichen konnte.

Die Jungs zeigten mir eine lange Angelrute, an deren Ende ein großer Nagel festgebunden war. Die Angel wurde zwischen den Brettern hindurch ins Fenster geschoben und dann schoss man damit auf den Kartoffelhaufen. Dadurch konnten mehrere Kartoffeln gleichzeitig auf den Nagel gespießt werden. Dann zog man die Angelrute zu sich heran und konnte die Kartoffeln abnehmen. Und so machten sie es mehrmals nacheinander. Anschließend brieten sie die Kartoffeln im Garten über einem Lagerfeuer.

Sie kannten eine Menge solcher Tricks.

Das Schuljahr war in der Regel Ende Mai zu Ende, aber an der örtlichen Schule, die von den Kindern aus dem Heim und den Kinder der Ortsansässigen gemeinsam besucht wurde, war in diesem Winter eine einmonatige Quarantäne verhängt worden, so dass man diesmal den Unterricht um einen Monat verlängerte.

Einer der Jungs, Schüler der vierten Klasse, schlug mir vor, mit ihm zusammen den Unterricht zu besuchen. Ich hatte sowieso nichts zu tun, und so beschloss ich hinzugehen. Die vorangegangene Stunde wurde noch einmal wiederholt. Der Stoff war interessant, und so blieb ich auch noch zur nächsten Stunde dort. Von da ab ging ich regelmäßig zum Unterricht.

Soja Bonifatjewna, eine schon ältere Lehrerin, bemerkte mein Interesse am Lernen (heranwachsende Heimkinder wollen im allgemeinen überhaupt nicht zur Schule). Sie fing an mir zu helfen und alle möglichen Aufgaben über das gesamte Unterrichtsmaterial zu stellen.

Die Prüfungen für die vierte Klasse standen bevor, die allerersten Prüfungen meines Lebens. Ich bereitete mich eifrig darauf vor. Damit mich niemand störte, ging ich in den Garten, setzte mich ganz oben in die Astgabel eines alten Baumes und lernte dort. Und tatsächlich schaffte ich diese Prüfungen, obwohl ich insgesamt nur einen Monat dem Unterricht beigewohnt hatte. Früher hatte ich bereits ein ganzes Schuljahr verloren (als ich in Sibirien die Schweine gehütet hatte), aber dieses Jahr hatte ich retten können.

Ende des Jahres begann man damit, die ehemaligen Zöglinge des „Besserungsheims“ verstärkt abzutransportieren und andere Partien mit Neulingen heranzuschaffen. Wir hatten bereits einen neuen Direktor, und auch die Mehrheit der Erzieherinnen war abgelöst worden. Und Anfang 1946 hörte das Kinderheim auf ein „Besserungsheim“ zu sein. Und diesmal war das tatsächlich so.

9. Die Erzieherinnen im Kinderheim

Unsere Erzieherinnen arbeiteten unter sehr schwierigen Bedingungen, besonders in den ersten Jahren, in denen das Kinderheim existierte.

Bei uns waren Kinder mit ganz unterschiedlichen, oft auch regelrecht zerbrochenen Schicksalen, und alle nahmen einen unterschiedlichen Entwicklungsstand ein. Es gab ehemalige Straßenkinder, die das Leben „ganz unten“ kennengelernt hatten. Einige von ihnen waren noch nie zur Schule gegangen und konnten fast überhaupt nicht lesen und schreiben. Und dann waren da noch die Kinder aus intelligenten, zumeist repressierten Familien. Und mit jedem von ihnen musste man auf ganz unterschiedliche Art und Weise umgehen.

Man musste berücksichtigen, dass die Kinder immer hungrig waren und dass sie vor allem das interessierte, was in irgendeiner Form mit Essen in Zusammenhang gebracht werden konnte. Auch beim Lernen gab es Schwierigkeiten – im Kinderheim gab es viele Halbwüchsige, die überhaupt nicht den Wunsch hatten zu lernen, es gab nicht genügend Lehrbücher (sie waren zerfetzt und stammten noch aus der Zeit vor dem Krieg), es gab keine Schreibhefte; geschrieben wurde auf allen möglichen Blättern. Schlecht stand es auch um die Literatur – wir hatten keine eigene Bibliothek, und in der Schule fanden sich nur alte Vorkriegsbücher. Dem Kinderheim fehlte auch eine Turnhalle, und es war auch kein einziges Musikinstrument vorhanden.

Die ersten Erzieherinnen bei uns kamen aus dem ehemaligen „Bessheim“. Diese düster dreinblickenden Frauen wussten, dass man sie bald auswechseln würde, und deswegen saßen sie hier bei uns lediglich noch ihre Zeit ab. Sie hatten wenig Umgang mit uns; es war eher so, dass wir von ihnen Kommandos hörten, etwa:

- Aufstellen zum Mittagessen!
- Zum Abendappell in einer Reihe aufstellen!
- Nachtruhe – alle schlafen!

Und so weiter ...

Einige Monate später wurden sie von neuen Erzieherinnen abgelöst, größtenteils jungen Frauen. Sie benahmen sich uns gegenüber ganz einfach und schlicht, und es kam uns deswegen fast so vor, als wären wir zuhause.

Damals kamen auch männliche Erzieher auf. Ehemalige Frontoffiziere, die mit uns nicht zimperlich umgingen, was uns Jungchen sehr gefiel.

Ende 1945 kam Wladimir Petrowitsch zu uns, ein junger, demobilisierter Offizier. Mit seiner gut gebauten Statur und dem kleinem Schnurrbärtchen eroberte uns der brünette Mann sogleich mit seinem militärischen Auftreten und seiner rastlosen Energie. Jede beliebige Aufgabe löste er mit seinem frontgeschulten Scharfsinn.

Unser Territorium musste mit einer Einzäunung versehen werden. Die Stangen dafür fertigten wir in der Waldparzelle an, die sich am Ufer des Flusses Put befand. Die Stangen herzustellen war nicht das Problem, aber wir hatten nichts, um sie heranzuschaffen. Wladimir Petrowitsch versammelte eine Gruppe älterer Kinder um sich und ging mit uns zur Parzelle, wo die vorbereiteten Stangen lagen. Aus diesen Stangen fügte jeder von uns mit Hilfe von Weidenruten ein schmales Floß zusammen. Diese Flöße ließen wir ins Wasser, dann entkleideten wir uns bis auf die Unterhosen, und jeder setzte sich auf sein Floß.

Indem wir uns mit den langen Stangen abstießen, schwammen wir so flussabwärts in Richtung Kinderheim. Wladimir Petrowitsch

verfolgte die ganze Aktion vom Ufer aus, gab uns Hilfestellung und erteilte Kommandos.

Einige Flöße kippten um, aber die Kinder kletterten wieder hinauf und schwammen weiter. Bis zum Kinderheim hatten wir ein gutes Stück zu fahren, es waren einige Kilometer, und der Fluß war an einigen Stellen ziemlich tief, aber alles fand schließlich sein gutes Ende.

Für diese riskante Maßnahme bekam Wladimir Petrowitsch eine gehörige Standpauke vom pädagogischen Rat zu hören, aber wir waren begeistert.

Ein anderes gefährliches Abenteuer hing ebenfalls mit Wladimir Petrowitsch zusammen. Nach heftigen Regenfällen war eine der hölzernen Absperrungen auf dem Fluss Put davongeschwemmt worden. Sie hatte sich gegenüber unseres Gebäudes befunden und ich sah zufällig, wie sie fortgerissen wurde – das Wasser durchbrach ein Ende der Absperrung, und die ganze Konstruktion begann sich so zu drehen, als ob eine Tür geöffnet würde. Durch das stürmische, aufgepeitschte Wasser schossen Balken, auf denen sich teilweise Ratten aus der Mühle in Sicherheit gebracht hatten. Man konnte sehen, wie die sich ergießenden Wassermassen den Fluss Bisert anschwellen ließen, in den der Put mündete; nach einer Weile nahm die Strömung des Bisert ab. Dann wich das Wasser zurück, und ein Teil der fortgeschwemmten Stämme blieb am Ufer zurück. Einer der Balken verfring sich unweit des Kinderheims, und wie beschlossen, ihn uns als Brennholz für die Küche zu holen – und zwar schnellstens, weil ihn sich sonst womöglich andere schnappten. Transportmittel hatten wir natürlich nicht zur Verfügung, und so machte sich Wladimir Petrowitsch an die Lösung des Problems.

Er stellte uns der Größe nach zu beiden Seiten des Stammes auf, dessen Länge nicht weniger als fünf-sechs Meter betrug. Dann

meinte er, dass jeder den Stamm von unten fassen sollte. Wir standen so eng beieinander, dass unsere Hände sich berührten. Auf sein Kommando hoben wir einmütig den Stamm hoch, legten ihn uns auf die Schultern und trugen ihn dann, wie die Ameisen, in Richtung Kinderheim davon. Wir mussten einen kleinen Schritt vor den anderen setzen, um nicht aus dem Gleichschritt zu kommen, und dazu sangen wir ein ausgelassenes Lied:

Aus dem Wald, aus dem dunklen,
Haben sie den Riesen gebracht.
Sie brachten ihn auf sieben Ochsen.
Er, der Arme, war in Ketten gelegt.

Und so weiter ... In diesem Lied gab es auch ein paar gänzlich unanständige Wörter, aber die erschrockenen Erzieherinnen, die uns am Kinderheim in Empfang nahmen, beschlossen, unseren Gesang nicht zu unterbrechen, denn sie hatten Angst, dass wir aus dem Gleichschritt kommen könnten und der schwere Stamm uns zu Krüppeln machen könnte. Obwohl er für jeden einzelnen von uns gar nicht so schwer war; und außerdem waren wir nicht weniger als 35-40 Jungs, so dass auf jeden also nur ein kleiner Teil der Last entfiel. Aber wenn einer von uns hingefallen wäre, dann wäre unsere ganze Formation zum Einsturz gekommen, und dann hätte der Stamm uns tatsächlich Unglück bringen können. Aber alles ging gut aus – wir gelangten bis auf unseren Hof, hoben auf Kommando den Stamm von unseren Schultern in die Arme und ließen ihn dann gleichzeitig auf den Boden herab.

Für diese Geschichte erhielt Wladimir Petrowitsch erneut eine gehörige Standpauke, und für die Jungs wurde sie zu einer wahren Legende.

Er blieb insgesamt ein Jahr im Kinderheim – dann wurde es ihm mit all seiner Energie bei uns zu eng. Aber vielleicht war auch die Heimleitung seiner Aktivitäten überdrüssig geworden ...

Unser anderer Erzieher, Wasilij Sidorowitsch Utkin, kam 1946 ins Kinderheim. Als Offizier der Artillerie hatte er den ganzen Krieg hindurch im Fernen Osten gedient. Als der Krieg gegen Japan begann, zersplitterte ihm beim Übersetzen über den Amur ein Geschöß den Kiefer. Er wurde lange behandelt und kam dann direkt aus dem Hospital zu uns, wo sie ihm nach und nach das Gesicht wieder zusammengeflickt hatten. Er mag um die vierzig Jahre alt gewesen sein, aber uns kam er ziemlich betagt vor.

Was für eine Ausbildung er genossen hatte, weiß ich nicht, aber er liebte Gedichte und verfasste sogar selber welche. Er zeigte mir ein Poem, das er noch zu Armeezeiten geschrieben hatte, in dem es über die Liebesabenteuer eines jungen Leutnants ging, wie er den eifersüchtigen Ehemann betrog, wie er, auf der Flucht vor diesem, aus dem zweiten Stockwerk gesprungen war usw. Das Poem war wohl autobiographisch, aber es machte keinerlei Eindruck auf mich.

Von ihm hörte ich zum ersten Mal Gedichte von Sergej Jesenin, von dessen Existenz ich nichts gewusst hatte. Wir beschafften im Wald Brennholz, und während der Pausen führte er mich hinter einen Baum und zeigte mir ein kleines Büchlein mit festem Einband:

- Das ist Sergej Jesenin, meinte er und blickte sich vorsichtig um. – Der ist verboten.

Hör mal zu.

Er öffnete das Büchlein:

Lebst du noch, meine Alte?
Ich lebe auch. Ich grüße dich!
Möge sich ausbreiten über deiner Hütte
Jenes unbeschreibliche Abendlicht.

- Was für Verse! – sagte er.

Er stammte aus hiesigen Gefilden, und vieles von dem, was wir über das Landleben und über die Umgebung hörten, das erfuhren wir durch ihn.

Als ich mich für die Aufnahme am Technikum vorbereitete, sagte Wasilij Sidorowitsch:

- Ich habe dir eine gute Beurteilung gegeben, damit werden sie dich ganz bestimmt nehmen.

Diese Beurteilung bekam ich erst unmittelbar vor meiner Abreise zu sehen, als man mir meine Dokumente aushändigte. Neben lobenden Beiworten („genießt das Ansehen seiner Altersgenossen“, „lernt sehr eifrig“, „in der Öffentlichkeit aktiv“ usw.) stand darin folgendes:

- Streitet gern und versucht dabei den Sieg zu erringen; führt Streitgespräche am liebsten mit Älteren.

- Fleißig, bemüht sich aber eine Reihe objektiver Gründe zu finden, um die ihm aufgetragenen Arbeiten nicht erledigen zu müssen.

Wenn ich mit ersterem vielleicht auch einverstanden gewesen wäre (obwohl man nicht sagen kann, dass es sehr positiv klang), so konnte man aus der zweiten Aussage überhaupt nicht erkennen, ob ich nun tatsächlich fleißig war oder nicht. Als ich ihn fragte, was er damit meinte, als er von „objektiven Gründen“ sprach, erinnerte er mich an den Vorfall mit der Säge.

Das hatte ich natürlich noch nicht vergessen. Wir hatten damals im Wald Brennholz vorbereitet, und unsere Bügelsäge war kaputt gegangen. Wasilij Sidorowitsch hatte mich losgeschickt, um bei einem Bekannten im Nachbardorf eine Säge zu besorgen. Das Dorf lag nicht in unmittelbarer Nähe, und um nicht mit leeren Händen wiederzukommen, versuchte ich zu ermitteln, ob ich eventuell eine andere Säge bekommen könnte, falls sein Bekannter keine Bügelsäge hatte, und an wen ich mich wohl für den Fall wenden könnte, dass dieser gar nicht zuhause war. Während Wasilij Sidorowitsch auf all mein „Wenn“ und „Aber“ antwortete, fing er an wütend zu werden; offenbar war er der Meinung, dass ich mir nur alle möglichen Gründe ausdachte, um nicht loslaufen zu müssen. Nachdem ich die Fragen geklärt hatte, die mir wichtig schienen, ging ich ins Dorf, brachte die Säge mit zurück, und dann arbeiteten wir weiter.

Er war stets um den „gehobenen Stil“ bemüht, und das Wort „fleißig“ kam ihm schon sehr schlicht und einfach vor. Nachdem er sich an die Geschichte mit der Säge erinnert hatte, erfand er eine schöne Umschreibung – die „Reihe objektiver Gründe“. Über den eigentlichen Sinn des Geschriebenen hatte er offensichtlich aber nicht nachgedacht....

Und dennoch denke ich an Wasilij Sidorowitsch als guten und starken Menschen zurück, der nicht so gut lesen und schreiben konnte, aber sich auf seine Art und Weise zum Guten bemühte und stets darauf geachtet hatte, dass aus uns normale Menschen wurden.

Innerhalb unseres Erziehungspersonals waren nie mehr als ein oder zwei Männer, die meisten waren Frauen. Sie stammten alle aus der Stadt, im hiesigen Dorfleben hatten sie keinen Platz gefunden, und außerdem besaßen viele von ihnen keine Familien. Im Kinderheim hockten sie Tag und Nacht. Ihr Arbeitstag zog sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend hin: das Personal reichte nicht, und so

waren sie alle an zwei oder drei Arbeitsstellen tätig und hatten nachts auch noch Wachdienst.

Viel seelisch-moralische Kraft gaben diese Frauen den Heimkindern, und ich denke an alle mit Dankbarkeit zurück. Besonders herzliche Erinnerungen habe ich an Nina Iwanowna Pjatkowa, die Erzieherin unserer Gruppe. Diese nicht sehr große, etwa dreißig Jahre alte Frau, besaß einen äußerst ruhigen Charakter. Niemals erhob sie die Stimme gegen uns. Ihr konnte man jede beliebige Frage stellen – sie hörte stets ruhig zu, erteilte einen Rat, bedauerte vielleicht auch oder hielt eine kurze Strafpredigt. In ihrem Verhalten uns gegenüber lag etwas Mütterliches – und das fühlten wir. Ich erinnere mich, daß ich sie einmal, um sie ein wenig zum Narren zu halten, fragte:

- Nina Iwanowna, was bedeutet es, wenn der Kopf wehtut? Vielleicht tut meiner weh, und ich weiß gar nichts davon?

Woraufhin sie in aller Ruhe zur Antwort gab:

- Wenn er anfängt zu schmerzen – dann wirst du es wissen.

In gewisser Hinsicht waren auch die anderen Mitarbeiter innerhalb des Kinderheims „Erzieher“. Sie waren Ortsansässige, von ihnen erfuhren wir alle Neuigkeiten aus dem Dorf, und sie brachten uns bei, wie ein Bauer arbeitet. Echte Autoritäten waren bei uns zwei Brüder, zwei große, schöne Männer – der Schuster Onkel Tolja und der Pferdepfleger Mitja. Onkel Tolja, der jüngere der beiden Brüder, hatte als kleiner Junge ein Bein durch die Eisenbahn verloren; er ging an hölzernen Krücken. Onkel Mitja war an der Front gewesen und erst kürzlich demobilisiert worden.

Auf einer alten Nähmaschine fertigte Onkel Tolja für uns Pantoffeln aus Fließband-Material und den Mänteln von Automobilreifen an. Wenn wir in seine kleine Werkstatt kamen, lebte er auf, erzählte uns irgendeine Geschichte, von denen er eine ganze Menge kannte und

lachte mit uns über seine keineswegs kindlichen Witze. Oft berichtete er auch von einer seiner letzten Schlägereien, darüber, wie sie ihn, wie immer wegen irgendwelcher Liebesabenteuer, verprügeln wollten, wie er den Angriff jedoch mit seiner Krücke geschickt abgewehrt hätte. Dabei machte er sich noch lustig – was wir doch in solchen Dingen für Nichtskönner wären

Onkel Mitja war ein Familienmensch, aber auch ein leidenschaftlicher Schürzenjäger. Er prahlte mit seinen Erfolgen, die er unter anderem auch unter den Frauen unseres Kinderheims errungen hatte... Er kannte eine Menge Soldatenfabeln, die er oft erzählte. Von ihm erfuhr ich beispielsweise, dass der legendäre Marschall Schukow sehr grausam gewesen war und auf seinen Befehl hin die eigenen Soldaten und Offiziere hatte erschießen lassen. Onkel Mitja besaß zahlreiche Kriegsauszeichnungen, aber er wiederholte mehrfach: „..... an der Front bekam nicht derjenige die meisten Auszeichnungen, der gekämpft hat, sondern derjenige, der näher am Kommandostab saß“.

Das ruhige und wirklich gute Verhalten der Erzieherinnen uns gegenüber, das entsprechend freie Regime und auch die uns umgebende Natur des Ural schufen im Kinderheim eine Atmosphäre, die der häuslichen ähnlich kam. Und dank dieser Atmosphäre, so meine ich, gab es bei uns auch keine Fälle böswilligen Rowdytums, und auch die Fluchtversuche der Kinder hörten auf.

Für uns alle (und erst recht für mich) wurde das Klenowskojer Kinderheim zu einem echten Elternhaus.

10. Der Rückfällige und die Harmonika

Einmal tauchte bei uns ein fest angestellter Bajan-Spieler auf – Walerij Iwanowitsch, ein kleinwüchsiger Buckliger mit blassem, pockennarbigem Gesicht. Er war Berufsmusiker – mit seinen langen Fingern, die jedem Buckligen zu eigen sind, verstand er es, virtuos auf seinem Bajan zu spielen.

Die Dorfburschen berichteten, dass er sich bei einer seltsamen Alten niedergelassen hätte, über die man sich im Dorf die unterschiedlichsten Witze erzählte. Außerdem sagten sie, daß er immer auf Dorfhochzeiten spielen und damit nicht schlecht verdienen würde. Ins Kinderheim kam er nur selten – zu den Proben unseres Laienkreises und zu feierlichen Vormittags-veranstaltungen.

Für gute Ergebnisse in den Leistungen wurde unser Kinderheim mit einer chromatischen Ziehharmonika prämiert, mit einer Chromka, wie alle sagten. Zur Aufbewahrung wurde sie in den Lagerraum gebracht. Als Walerij Iwanowitsch von dem Instrument erfuhr, bestand er darauf, dass man sie uns aushändigte, und schließlich brachte er sie uns selber in den Schlafsaal. Sogleich stellten wir uns in einer Reihe auf, um ein wenig darauf herum zu klimpern.

Ein paar Tage später kam er zu uns in den Schlafraum, nahm die Ziehharmonika, spielte darauf eine einfache, schnelle Melodie (so ähnlich wie – ta-ta-ti'-ta, ta-ta-ti'-ta, ta-ta-ti'-ta, ta'-ta-ta). Dann meinte er:

- Wer will das auch mal versuchen?

Viele versuchten es. Aber mir gelang es am besten, und deswegen empfahl er mir weiter zu trainieren und versprach wiederzukommen.

Am nächsten Tag kam Walerij Iwanowitsch mit dem Bajan an. Ich zweigte ihm, wie gut ich es schon konnte. Während er zuhörte sagte er:

- Spiel weiter, nicht aufhören.

Er fing an, mein simples Spiel mit komplizierten Variationen auf seinem Bajan zu begleiten. Ganz unerwartet erklang eine schöne Musik; die Kinder kamen angelaufen, und die Erzieherinnen ebenfalls. Alle waren verblüfft, dass ausgerechnet ich an der Schaffung dieses Musikereignisses beteiligt war – wir beide spielten, zogen die Harmonikas auseinander, und keiner konnte genau erkennen, wer eigentlich was spielte. Von dem Moment an war ich für alle im Kinderheim nur noch der Ziehharmonikaspieler.

Ich studierte dieses kurze Lied ein und versuchte dann Melodien hinzuzufügen, von denen ich viele noch aus Vorkriegszeiten kannte. Es war nämlich so gewesen, dass wir in Engels vor dem Umzug in unser noch nicht ganz fertig gebautes Haus, im ersten Stock des Kinderkrankenhauses gewohnt hatten, wo mein Vater als Wirtschaftsleiter tätig war. Die Fenster unserer Wohnung zeigten zum Tanzplatz des Stadtgartens hinaus, von wo man abends ständig Walzer-, Tango- und Foxtrott-Melodien herüberschallten. Mitunter stellten sie dort Schilder mit den Texten neuer Lieder auf, die dann der gesamte Tanzplatz einübte. Ich war damals erst fünf oder sechs Jahre alt, aber viele Melodien sind mir im Gedächtnis geblieben.

Mit der Zeit spielte ich schon recht flüssig, spielte Lieder, Tänze, ländliche Stücke, die nach dem Gehör gespielt wurden und flotte Straßenlieder. Die Mädchen gingen oft hinter mir her und riefen:

- Robka (*Koseform von Robert; Anm. d. Übers.*), spiel doch!

Wenn Sommer war, ging ich nach draußen, zog die Harmonika auseinander, und sogleich begannen die Mädels zu tanzen oder fingen an Lieder zu singen. Einmal begaben wir Jungen uns unter das Vordach unseres Gebäudes und grölten unter den Klängen der Ziehharmonika einen Vierzeiler mit äußerst „gepfeffertem“ Text. Die draußen stehenden Erzieherinnen konnten die Worte nicht verstehen, aber als sie unseren Gesang hörten, mussten sie wohlwollend lächeln...

Aus dem Dorf kamen Mädchen und baten darum, bei ihnen für einen „Fünfer“ zu spielen. Ich hatte nicht nur im Sommer Gelegenheit im Dorf zu spielen, sondern auch im Winter. Ich kann mich noch an einen frostigen Tag erinnern – Burschen und Mädchen nehmen sich bei den Händen und versperren die Straße; sie ziehen durch das Dorf und singen laut einen Vierzeiler. Ich gehe in der Mitte der Reihe und spiele, die Hände in dünnen Handschuhen, damit mir die Finger nicht abfrieren, auf der Ziehharmonika ein flottes, ausgelassenes Straßenlied.

Gestützt auf das „Lehrbuch für den Selbstunterricht mit der chromatischen Ziehharmonika“ machte ich mich mit den Noten bekannt und übte weitere Melodien ein. Aber für mehr reichte es nicht – ich fand es leichter „nach Gehör“ zu spielen. Ich versuchte auch auf primitiven Ziehharmonikas „russischer Bauweise“ sowie erbeuteten deutschen Instrumenten zu spielen. Bei diesen Harmonikas hängt die Tonhöhe von der Richtung ab, in die die Blasebalge bewegt werden.

Auf ihnen zu spielen ist schwieriger, aber die Töne klingen viel schöner, als die meiner „staatlichen“ Chromka. Walerij Iwanowitsch organisierte bei uns ein „Krachmacher-Orchester“, in dem sein Bajan, meine Chromka, eine Gitarre, eine Balalajka und ein riesiger Balalajka-Kontrabass, Kastagnetten, ein Triangel (Dreieck aus

Metall) und eine Schultrommel Aufnahme fanden. Wir studierten mehrere Melodien ein, die Mädchen übten einen russischen Steptanz, und gemeinsam verfassten wir lebhaft, spitzfindige Vierzeiler. Ins Kinderheim wurden zwei blass aussehende Schwestern gebracht, Schülerinnen einer Ballettschule, und mit ihnen erhielt unser „Ensemble“ dann auch eine Ballettnummer. Der Knüller unseres Programms war jedoch der sonnige Auftritt von Walerij Iwanowitsch – er verzauberte mit seinem virtuosen Spiel die Zuhörer.

Mit unseren Konzerten fuhren wir durch die umliegenden Dörfer. Unser Repertoire war einfach, fast schon primitiv, aber auf dem Lande, wo überhaupt noch keine Künstler gewesen waren, war man mit unseren Auftritten sehr zufrieden. Ob die Leute für unsere Konzerte auch Geld bezahlten, weiß ich nicht, aber wir bekamen dort zu essen – und das war das Wichtigste.

Die Gründung des „Krachmacher-Orchesters“ steigerte Walerij Iwanowitschs Autorität, und so wurde er zum heimlichen Erzieher ernannt – er ersetzte die Erzieherinnen an ihren freien Tagen und während der Urlaubszeit. Er konnte recht gut mit Kindern umgehen, war immer freundlich. Aber wir wussten, dass er auch sehr streng und sogar grausam sein konnte.

Es war Sommer, die Ferien waren bereits zu Ende. Ich befand mich draußen, als mich plötzlich einer der Jungen in den Schlafrum rief. Dort stand Walerij Iwanowitsch, blaß und völlig zerzaust inmitten der Kinderschar. Er sagte, dass er fliehen müsse, das ihm hier das Gefängnis drohen würde. Er bat darum, ihm einen Laib Brot und, aus welchem Grunde auch immer, ein Bettlaken zu besorgen.

Dann berichtete er, was geschehen war. Im vergangenen Winter, als er mit unserem damaligen Direktor durch irgendein Dorf gefahren

war, hatte er ein Fässchen Kerosin gestohlen – er hatte es einfach von einem dort vor einer Hütte stehenden Schlitten auf seinen gerollt. Das Kinderheim brauchte, wie man sagte, sehr dringend Kerosin – nachdem ein Großteil des Staudamms fortgeschwemmt worden war, arbeitete das Kraftwerk nicht, so dass wir an den Abenden immer im Dunkeln saßen. Und als wir dann dieses Kerosin hatten, konnten wir wenigstens Lampen anzünden.

Der Bucklige schimpfte, dass der Schwachkopf von Direktor sofort alles zugegeben und ihn verraten hätte. Und plötzlich begann er von sich zu erzählen.

Er war in Swerdlowsk aufgewachsen, seine Eltern waren in der Stadt geachtete Leute. Er hatte die Musikschule im Fach Bajan-Spiel absolviert. Dann wurde er Krimineller; mehrfach verurteilte man ihn. In den Lagern ging es ihm nicht schlecht – schwere Arbeit brauchte er aufgrund seiner Invalidität nicht leisten, und mit der Lagerleitung unterhielt er ein freundschaftliches Verhältnis, weil er auf ihren Saufgelagen spielte. Zu uns war er nach dem misslungenen Diebstahl gekommen. Die Jungen beschafften ihm Brot und ein Laken, er verabschiedete sich und verschwand.

Ein halbes Jahr später tauchte er erneut auf und begab sich direkt in unseren Schlafraum. Er berichtete, dass er, als er das letzte Mal vor der Inhaftierung floh, in einen Zug gestiegen sei, der Richtung Moskau fuhr. Und im Zug hätte er sogleich wieder kriminelle Freunde gefunden.

- Fährt der Zug langsam –fliegen die Koffer, fährt er schnell – fliegen die Passagiere, - erzählte er. – So haben wir gearbeitet.

Auf diese Weise gelangte er nach Moskau. In der Elektrischen nahmen sie ihn dann, durch eigene Dummheit, wie er selber sagte,

fest – er war ohne Fahrkarte unterwegs und hatte außerdem ein gestohlenen Akkordeon bei sich. Vor Gericht warf man ihm dann auch noch die Sache mit dem Kerosinfass vor. Er wurde verurteilt, bekam sein Strafmaß. Im Lager ging es ihm, wie immer, nicht schlecht. Nach einigen Monaten erging eine Amnestie für Invaliden, und er wurde entlassen.

Nachdem er von sich erzählt und auch uns über unseren Lebensalltag ausgefragt hatte, verabschiedete er sich wieder von uns und ging fort. Er hatte mit keinem der Mitarbeiter des Kinderheims gesprochen – sie schreckten vor ihm zurück, als wäre er ein Pestkranker. Offenbar hatte es einen riesengroßen Skandal darum gegeben, dass er, ein Wiederholungstäter und professioneller Verbrecher, ein ganzes Jahr lang mit den Kindern zusammengearbeitet hatte.

Und so war er ihnen ebenfalls ausgewichen und hatte keinerlei Begegnung mit ihnen gesucht. Es war ihm nur wichtig gewesen, mit den Kindern zu sprechen, mit denen er sich ein einziges Mal in seinem Leben nicht als Krimineller, sondern einfach als Mensch gefühlt, der den Heimkindern etwas beigebracht hatte.

11. Die Heumahd

-
Eines Morgens, im ersten Sommer, als wir noch schliefen, weckte uns eine laute Männerstimme:

- Wer kommt mit zur Heumahd?

Noch nicht ganz wach, dachte ich – da gibt es bestimmt was zu essen – und meldete mich zur Mitfahrt. Und Genka Loginow wollte auch mit.

Außer Genka und mir fuhren noch ein paar Erwachsene vom Personal mit, um Heu für die Pferde zu beschaffen – zwei Mädchen, Reinmachefrauen, ein Arbeitsknecht und Wasilij Iwanowitsch, der Wirtschaftsleiter, ein kräftiger Alter mit schwarz-grau meliertem Bart.

Am nächsten Tag stiegen wir auf den Leiterwagen, auf dem sich bereits einige Säcke und Sensen befanden. Nach langer Fahrt über Waldwege kamen wir schließlich auf der uns zugewiesenen Waldwiese an.

Die mit uns eingetroffenen Erwachsenen stammten alle vom Lande, für sie war die Heumahd eine ganz gewöhnliche Angelegenheit, aber Genka und ich machten das zum ersten Mal.

Als erstes bauten wir zwei Laubhütten, eine davon war für die Mädchen bestimmt. Wir wählten den Platz für die Heumahd und separat einen für Genka und mich. Uns beiden händigte man Kindersensen mit kurzen Klingen aus, zeigten uns, wie man sie halten und so mähen musste, dass nachher nicht solche verflixten „Schwänzchen“ (Büschel von ungemähtem Gras) stehenblieben. Nach zehnminütiger Unterweisung machten Genka und ich uns an die Arbeit.

Nach dem ersten Tag waren wir todmüde. Unsere abgemähte Fläche war kürzer, als die der Erwachsenen, aber trotzdem waren wir hinter ihnen zurückgeblieben – uns fehlte es an Kraft und Routine, und außerdem waren unsere Sensen ja auch nicht so groß. Auf dem

letzten Metern hatte ich das Gefühl ich würde gleich umfallen und nie wieder aufstehen. Mit Genka war dasselbe.

Nachdem wir unsere Strecke fertiggemäht hatten, fielen wir kraftlos ins Gras, wo sich bereits die Erwachsenen ausruhten. Nach einer kurzen Verschnaufpause waren wir wieder zu uns gekommen und machten uns daran, mit kleinen Brettchen und einer Mischung aus Pech und Sand (mithilfe von Abziehstangen) unsere Sensenklingen zu schärfen, um dann erneut mit den Erwachsenen einen neuen Streifen abzumähen.

Später hatten wir uns daran gewöhnt, und das Mähen kam uns schon nicht mehr so schwierig vor wie in den allerersten Tagen.

Die Parzelle, auf der wir mähen sollten, befand sich auf einem steinigen Hügel, und unsere Sensen schlugen häufig in Steine eines Abends brachte Wasilij Iwanowitsch die Sensen in Ordnung, versuchte mit einem kleinen Hämmerchen auf dem Amboss die Schneiden „auszubeulen“.

Wenn die Heuhaufen getrocknet waren, begannen die Mädchen sie zu „wenden“, indem sie die dicken Haufen mit hölzernen Rechen umdrehten. Das ausgetrocknete Heu wurde zu Puppen zusammengeharkt, die wir mit Hilfe unserer Pferde an die Stelle zogen, wo die Schober aufgestellt werden sollten. An der Stelle stand bereits ein „Schoberstock“ – eine hohe Stange in der Mitte des geplanten Schobers. Daran lehnte eine Art Zelt aus Stöcken und Laub, kleinere „Stöckchen“ – kürzere Stangen mit Astgabeln an ihren Enden.

Die Schober harkten wir alle gemeinsam zusammen, aber das Heu aneinanderschieben und im Schober aufschichten – das war die Aufgabe des erfahrensten Mannes unter uns – Wasilij Iwanowitsch.

Damit das Heu auch trocken blieb, ließ man den Schober innen leer und unten kleine Löcher zur besseren Belüftung. Als die Nächte kälter wurden, legten wir uns dann in diesen Schobern nachts zum Schlafen nieder.

Abends, wenn wir am Lagerfeuer saßen, führte Wasilij Iwanowitsch gern Streitgespräche mit mir und Genka über alle möglichen Themen. Er bewies beispielsweise, dass „Gebildete“, all diese „Professoren“, nichts weiter als Schmarotzer waren und dass sie ihnen, den Bauern, auf der Tasche lägen. Wir versuchten das zu bestreiten, aber es war nicht möglich ihn umzustimmen – auf dem Lande denken wohl alle so wie er.

Da er in uns „gebildete Schmarotzer“ sah, bemühte Wasilij Iwanowitsch sich, uns in Verlegenheit zu bringen, uns in eine Sackgasse zu führen, indem er uns mit boshafter und heimtückischer Miene komplizierte Fragen stellte – warum knistert das Holz in einem Lagerfeuer? Wir antworteten so gut wir konnten, aber Wasilij Iwanowitsch lachte nur in seinen Bart.

Aber trotzdem benahm er sich uns, den Jungs gegenüber gut. Er erzählte uns einiges über den umliegenden Wald, lehrte uns, wie man das Wetter für den nächsten Tag erraten konnte, zeigte uns essbare und giftige Pflanzen, erzählte Fabeln über Wölfe nach, von denen es hier eine Menge gab, über Luchse, welche, wie es hieß, den Leuten auf den Rücken sprängen, über Bären, mit denen die Frauen beim Himbeeren Pflücken aufeinandertrafen. Am benachbarten Flüschen zeigte er uns eine Stelle, wo er in seiner Jugend Platin gesammelt hatte. Die halb verschütteten Gruben waren von dichtem Gestrüpp aus Himbeersträuchern umgeben.

Im nächsten Jahr waren wir vier Jungs bei der Heumahd sowie ein paar Erwachsene. Genka Loginow war nicht dabei – er litt an

irgendeiner chronischen Krankheit, und man hatte ihn zur Behandlung nach Odessa gebracht.

In dem Jahr war der Sommer sehr verregnet und kalt. Das Heu trocknete in den Schobern nicht, es musste viele Male gewendet werden, und auch das Mähen selbst wurde wegen des Regens häufig unterbrochen. Aufgrund der sinnlosen Arbeit und der zwangsweisen Tatenlosigkeit herrschte eine miserable Stimmung. Anders ist uns diese Heumahd nicht in Erinnerung geblieben.

Im Jahre 1947 teilte man uns für die Heumahd eine hügelige Böschung zu, an deren Fuß ein Waldbach floss, dessen Ufer dicht mit Faulbeeren zu gewuchert waren. Weit hinter dem Bächlein erstreckte sich ein alter Kiefernwald.

Wir waren mit insgesamt fünf Jungs dorthin gekommen und als einziger Erwachsener der Erzieher Wasilij Sidorowitsch, ein demobilisierter Offizier, der aus der Gegend stammte (von ihm habe ich bereits gesprochen).

Im unteren Teil des Hügels bauten wir aus jungen Bäumen eine halb überdachte Hütte, deren offene Seite in Flussrichtung zeigte. Wir bedeckten sie mit einer dicken Schicht aus frisch gemähtem Gras und legten damit auch im Inneren den Boden aus. Dann entfachten wir ein Feuer und brietten zum Abendessen Kartoffeln. Wasilij Sidorowitsch zeigte sich spendabel und teilte uns, zusammen mit der Ration, jedem ein Stückchen schmackhafter amerikanischer Wurst aus. Sie befand sich in rot-blauen Dosen mit angeschweißtem Schlüssel zum Öffnen. Übrigens – in der Kantine bekamen wir solche Wurst nicht, wenngleich es sie im Kinderheim ganz offensichtlich gab ...

Vor der Hütte bereiteten wir ein Nuotio-Lagerfeuer vor (*nuotio* = *finnisches Wort für Lagerfeuer; Anm. d. Übers.*), bei dem mehrere trockene Stämme übereinander gelegt werden, indem man sie an jeder Seite mit angespitzten Stangen fixiert. So ein Feuer brennt die ganze Nacht hindurch und strahlt eine Menge Wärme aus. Zum Anheizen der Stämme wurden sie ringsum mit dünnem Reisig umgeben.

Bereits zuvor hatte Wasilij Sidorowitsch uns Bescheid gesagt, dass er im Nachbardorf übernachten würde. Die Sonne ging bereits unter, als er fortging und uns eine gute Nacht wünschte. Wir blieben allein zurück.

Es wurde schnell dunkler. Wir zündeten das Kleinholz in unserem Lagerfeuer an und legten uns, nachdem wir uns in unsere Decken eingehüllt hatten, auf das stark duftende Grasbett. Schlafen wollten wir an dem neuen Ort aber nicht. Wir unterhielten uns, beobachteten das glimmende Reisig. Die kleinen Holzstückchen glühten durch, zwischen den dicken Stämmen schwelte bereits das Feuer und beleuchtete schwach die Dunkelheit. Ein leichter Nieselregen setzte ein. Aus der Richtung des Kiefernwaldes war plötzlich ein welpenhaft kläffendes, halb bellendes Geheul zu hören. Weitere, ebensolche Stimmen kamen hinzu – und dann noch ein paar tiefere Töne. Und es schien, als ob der ganze Wald mit vielstimmigem Wolfsgeheul erfüllt war.

Das schwermütige Geheul der Wölfe flößt einem unfreiwillig Furcht ein, selbst Erwachsenen geht das so, aber wir Jungchen waren ganz allein, uns umgab tiefe Finsternis, die durch das schwache Licht unseres Feuers nur noch verstärkt wurde. Schnell waren wir verstummt und lauschten nun dem Geheul, während wir angestrengt in die Dunkelheit starrten. Plötzlich zeigte einer der Jungs in Richtung Wald und meinte mit gepresster Stimme:

- Wölfe!

In der Finsternis sahen wir kalte, phosphoreszierende Lichtlein, und es wurden immer mehr. Wir hegten keinerlei Zweifel daran, dass dies Wölfe waren, - ihre Augen spiegelten sich in unserem Feuer wieder. Wir sprangen auf, drängten uns am Feuer zusammen und fingen an, trockene, bereits am Morgen zurechtgelegte Zweige ins Feuer zu werfen, um die Wölfe mit den Flammen zu erschrecken.

Hinter den Bergen erhob sich der Vollmond, alles ringsherum erhellend, und die kleinen Lichtlein verschwanden urplötzlich. Erst jetzt begriffen wir, dass das keine Wölfe waren, sondern die nassen Blätter der weiter unten am Hang stehenden Faulbeerbäume, die im schwachen Licht des aufgehenden Mondes glitzerten.

Das Wolfsgeheul brach unvermittelt ab. Es wurde still, nur das Rascheln der Blätter war noch zu hören. Hell loderten im Feuer die von uns hineingeworfenen Zweige. Wir legten uns wieder hin und lachten nervös über das, was wir erlebt hatten.

Irgendwo ertönte plötzlich ein menschlicher Schrei, eher Wehgeschrei. Es war eine Frau, die offenbar von den Wölfen angegriffen wurde. Wir sprangen auf, ohne zu wissen, was wir tun, wie wir ihr helfen sollten. Wir kannten uns bei Nacht in dieser Gegend nicht aus, und Waffen besaßen wir auch nicht. Plötzlich riss das Geschrei ab, und man konnte nur erraten, was der Grund dafür war ... Aber nach einiger Zeit ging das Geschrei erneut los.

- Wenn sie schreit – dann lebt sie, - dachten wir, - vielleicht hat sie sich auf einen Baum gerettet.

Erneut erstarb der Schrei und wiederholte sich wenig später ein weiteres Mal. Die unterbrochenen Schreie ertönten die ganze Nacht hindurch. Und so konnten wir auch die ganze Nacht nicht vernünftig schlafen.

Ich sagte bereits, dass es in jenen Jahren im Mittleren Ural eine wahre Invasion von Wölfen gab. Möglicherweise waren es Polarwölfe, denn ihr Fell war von hellgrauer Färbung. Es war niemand da, der sie hätte erschießen können – in den Dörfern gab es so gut wie keine Männer. Sogar tagsüber rissen die Wölfe Schafe, Kälber und Fohlen. Es gab Fälle, dass sie auch über Kühe und Pferde herfielen.

Gegen Morgen kehrte Wasilj Sidorowitsch zurück. Nachdem wir ihm von unseren nächtlichen Ängsten berichtet hatten, ließen wir ihn auch in aller Freundschaft wissen, dass wir nicht noch einmal allein zurückbleiben würden. Er beruhigte uns und sagte, dass die hiesigen Frauen mit derartigem Geschrei nur die Wölfe erschrecken:

- Wahrscheinlich hat man unweit von hier nachts Pferde weiden lassen. Die Frauen, die dabei immer zu zweit auf die Tiere achtgeben, haben wohl , genau wie ihr, das Wolfsgeheul gehört und angefangen sie abwechselnd durch ihr lautes Schreien zu verscheuchen.

- Das sind die Schreie, die ihr auch gehört habt, - meinte Wasilj Sidorowitsch,

Er erklärte uns auch die Vielstimmigkeit des Wolfsgeheuls.

- Nach allem zu urteilen, befindet sich in der Nähe ein Wolfsbau mit jungen und alten Tieren.

Er befahl uns in militärischen Ton nicht feige zu sein und selber zum Angriff überzugehen.

Mit unseren Sensen bewaffnet bewegten wir uns im Gänsemarsch hinter Wasilj Sidorowitsch her, überquerten den Bach und drangen in den alten Kiefernwald vor, von wo das Wolfsgeheul in der Nacht zu uns herübergetönt war. Natürlich begegneten wir keinen Wölfen, aber wir fanden ihren Bau. Auf einer dicken Schicht Tannenzweige sah man Spuren ihres Lagers, das stark nach Hund roch. Auf Wasilij Sidorowitschs Vorschlag zerstörten wir den Bau mit unseren Füßen.

- Hierher werden die Wölfe nicht wieder zurückkehren, - sagte er.

Und tatsächlich hörten wir die Wölfe danach auch nicht mehr. Nur gelegentlich wurden die Schreie der Frauen zu uns herübergetragen, die in der Nacht ihre Pferde weideten, aber diese Schreie flößten uns dann schon keinen Schrecken mehr ein.

Bei meiner vierten Heumahd (das war 1948) nahmen auch mehrere Erwachsene und mehr als zehn Jungen und Mädchen teil. Wir waren in einem ganzen Lager untergebracht – wir hatten dort drei geräumige Laubhütten – für die Erwachsenen, die Jungs und die Mädchen. Im Zentrum dieses Lagers gab es einen Platz, auf dem das gemeinsame Lagerfeuer entfacht wurde.

Abends kamen alle müde zurück. Nach dem Abendessen versammelten wir uns ums Feuer, ich nahm die Ziehharmonika, und unsere Müdigkeit war wie fortgeblasen. Die Mädchen begannen zu tanzen, und unsere flotten Vierzeiler tönnten durch den ganzen Wald. Alle sangen ein Lied, dann ein weiteres. Und erst am späten Abend begaben wir uns endlich zum Schlafen – am nächsten Morgen mussten wir wieder vor Tau und Tag aufstehen.

Diese letzte Heumahd erinnere ich irgendwie wie ein Fest, obgleich das überhaupt nicht der Fall war – es gab von morgens bis abends die schwere Arbeit, es regnete, es herrschte erschöpfende Hitze. Aber in der Erinnerung geblieben sind diese fröhlichen und, wie ich heute meine, glücklichen Abende am knisternd brennenden Lagerfeuer.

12. Den Lebensunterhalt auftreiben

Als ich mich daran erinnerte, wie Mama versuchte mich zum Essen zu überreden, aber ich mich weigerte, dachte ich:

- Was für ein Dummkopf muss ich gewesen sein. Jetzt würde ich alles essen, was ich vorgesetzt bekäme

Im Kinderheim bekamen wir dreimal täglich zu essen, aber aus der Kantine traten wir immer wieder hungrig ins Freie. Ständig wollten wir essen, und jeder von uns war darum besorgt, wie er sich zusätzlich irgendwo und irgendwie etwas beschaffen könnte.

Mit zusätzlicher Nahrung war es im Winter schwierig, als man nirgends etwas Essbares fand – der Wald, die Felder und Gemüsegärten waren alle hoch zugeschneit, die Flüsse mit Eis bedeckt. Und auch die ganzen Unregelmäßigkeiten mit der Lebensmittelversorgung, die im Kinderheim vorkamen, geschahen merkwürdigerweise grundsätzlich zur Winterzeit. In einem solcher Jahre gaben sie uns beispielsweise anstelle von Fleisch Flundern aus einem Fass zu essen.

Das Einzige, was man im Winter finden konnte, waren Kartoffeln. Ein – zwei Kartoffeln konnte derjenige stibitzen, der im Vorratslager aushalf, ein anderer – während er Küchendienst hatte. Einige Kartoffeln konnte man dann auch bei den Dorfjungen gegen Bleistifte und Schreibfedern eintauschen.

Die zusätzlich zusammengesuchten Kartoffeln buken wir in holländischen Öfen, deren Türen in den allgemeinen Korridor hinauszeigten. Wir versammelten uns abends neben ihnen, wenn die Öfen für die Nacht noch einmal durchgeheizt wurden, und jeder wartete geduldig, dass seine ersehnten Kartoffeln hinter dem gusseisernen Türchen fertiggebacken waren.

Mit Einsetzen des Frühlings fingen wir an die im Winter in der Erde verbliebenen, gefrorenen Kartoffeln zu sammeln. Nach dem Auftauen war sie feucht und weich. Einige Knollen waren weiß geblieben, andere total schwarz. Wir stellten daraus Fladen her, die wir „Krachmal“ (*russische Bezeichnung für Stärke(mehl); Anm. d. Übers.*) nannten. Diese „Krachmals“ buken wir in denselben Öfen.

In einem Winter wurden wir aus Mangel an Brennholz ins „Herrenhaus“ umgesiedelt. In unserem neuen Schlafsaal war es furchtbar eng, im gesamten Raum standen die Betten dicht nebeneinander. Aber uns war das Zimmer nur recht – denn es gab darin einen Ofen mit gusseisernem Herd, auf dem wir wunderbar unsere „Krachmals“ backen konnten.

In diesem Schlafraum verbrachten wir den ganzen Winter. Im Frühling fingen wir, wie gewöhnlich, wieder mit dem Sammeln der erfrorenen Winterkartoffeln an. Irgendwie saßen wir auf unseren Betten am Ofen, auf dem unsere „Krachmals“ brien. Die Tür ging auf, und ein paar Stadt-Onkelchen mit Aktentaschen unter dem Arm tauchten auf. Sie befragten uns, wie wir hier lebten, was wir den

ganzen Tag machten, was wir zu essen bekämen. Eine der Erzieherinnen der Kleinkindergruppe schaute erschrocken in den Schlafsaal, aber einer der eingetroffenen Männer schrie:

- Raus hier!

Die Erzieherin verschwand.

Einer der Onkelchen zeigte voller Ekel auf unsere schwarz-weißen Fladen:

- Was habt ihr denn da?

Wir erwiderten, dass das „Krachmals“ wären, die würden wir gleich essen. Er bat darum, einen der Fladen mitnehmen zu dürfen. Nachdem er den noch heißen Fladen in ein Stück Papier eingewickelt hatte, legte er ihn in seine Aktentasche. Später machten wir uns über den Burschen lustig, der heute ohne „Krachmal“ ausgehen musste.

Aber die Onkel mit den Aktentaschen waren Mitglieder einer Kommission aus Swerdlowsk, um unseren Direktor des Amtes zu entheben (das war fast jedes Jahr einmal der Fall).

Als es Zeit wurde, mit den Pflanzungen in den Gemüsegärten zu beginnen, ging unsere „Hungerzeit“ zu Ende. Uns vertraute man lediglich das Setzen der Kartoffeln an und, ganz egal, wo wir sie auch pflanzten (im Garten des Kinderheims oder in der Kolchose), über unserem Lagerfeuer kochten jedenfalls immer welche. Und ein paar durften wir auch immer mitnehmen.

Und wenn dann erst der Sommer kam, dann bekamen wir, wie man so schön sagt, überall etwas Essbares – auf den Feldern, in den

Gemüsegärten, in den umliegenden Wäldern und in unseren Flösschen.

Am häufigsten angelten wir im Bisert, wo es sowohl Stromschnellen, als auch ruhige Sandbänke gab. Manche fischten schon im Frühjahr – in den Untiefen bei der Mühle gab es herrliche Aalquappen. Aber gewöhnlich fischten wir einfachere Arten – Gründlinge, Kaulbarsche, Barsche. Gleichzeitig verfügte das Kinderheim auch über einen eigenen Fischer mit Boot und Fanggerätschaften. Manchmal nahm er uns mit, und wir halfen ihm mit großer Begeisterung – ließen das kleine Schleppnetz in die Tiefe gleiten, jagten die Fische in tiefen Wasserstellen mit einem langen Stab (einer langen Stange, die am Ende mit einem hohlen Glöckchen versehen war) ins Netz. Seinen Fang gab er in der Küche ab, aber ein paar kleine Fischchen fielen auch uns immer zu.

Jeder von uns besaß einen Haken und Angelschnüre (in der örtlichen Kooperative hatten wir sie gegen heilende Kamille eingetauscht), jeder verfügte auch über einen Kochtopf, der aus einer alten Konservendose angefertigt war, in der sich einst amerikanisches geschmortes und anschließend eingewecktes Fleisch befunden hatte, sowie ein wenig Salz. Zum Entfachen des Feuers besaß jeder einen Feuerstein mit cremefarbenem oder braunem Zunder aus Birkenpilzen.

In den umliegenden Wäldern gab es eine Menge Beeren, aber der größten Beliebtheit erfreuten sich bei uns die Himbeeren. Besonders zahlreich fanden wir sie im Wald an alten Brandrodungsstellen. Während wir dort pflückten, aßen wir uns damit bis zum Umfallen voll und tranken später nur noch den Saft, den wir aus den Beeren in unsere Kessel pressten. In den sumpfigen Niederungen sammelten wir schwarze Johannisbeeren, im dichten Gestrüpp der Waldbäche –

Faulbeeren. Und auf den sonnigen Wiesen „pickten“ wir süße Erdbeeren.

Im Wald gab es auch noch andere essbare Pflanzen: die fetthaltigen Knollen der Waldlilien, die dicken Wurzeln der gewöhnlichen Klette, die vom Geschmack her an Kohlstrünke erinnerte, oder die jungen Triebe der hochgewachsenen, röhrenförmigen Gräser, die man hier „Pikany“ (*sibirische Kuhpastinaken*; *Anm. d. Übers.*) nannte. Aber die Pilze, die im Wald ebenfalls zahlreich wuchsen, aßen wir nicht – wir kannten uns nicht gut damit aus, vielleicht auch deswegen, weil die Ortsansässigen sich nicht sonderlich für das Pilze Sammeln begeisterten.

Nachdem wir mit den Kolchosgärten fertig waren, holten wir uns nach und nach ebenfalls Kartoffeln, Mohrrüben, Kohl, dicke Rübenwurzeln und noch ein anderes Wurzelgemüse, das ich danach nie wieder gesehen habe. Sie nannten sich Steckrüben und ähnelten äußerlich und auch beim Schneiden den Radieschen, erreichten jedoch im Durchmesser gut 10-15 cm und mehr und schmeckten süßlich.

Die Dorf-Gemüsegärten rührten wir nicht an, wieweil die Dorfbewohner jeglichen Verlust den Heimkindern zuschrieben (vielleicht stammte die Einstellung noch aus den Zeiten des „Besserungsheims“). In einem der Dorf-Gemüsegärten hatte jemand in der Nacht einige Sack voll Kartoffeln ausgegraben. Die Besitzerin kam schreiend bei unserem Direktor angelaufen. Man ließ uns Aufstellung nehmen, um herauszufinden, wer das gewesen sei. Vergeblich erklärten wir, dass wir es nicht gewesen sein konnten, dass wir so viele Kartoffeln überhaupt nicht gebrauchen konnten, und wenn wir welche nehmen würden, dann höchstens von woanders, aber ganz bestimmt nicht aus den Dorfgärten, in denen

wir uns prinzipiell niemals aufhielten. Aber man wollte uns nicht zuhören und ließ uns zur Strafe mehrere Stunden lang so stehen.

Neben dem endlosen Stehen in Reih und Glied bestrafte man uns auch mit Stubenarrest. Dann hatten wir es richtig schwer – man konnte sich keine Zusatznahrung beschaffen, und selbst wenn jemand einen Kartoffelvorrat besaß, konnten wir diese nirgends braten oder kochen – wo sollten wir denn ein Feuer anmachen? Und im Sommer wurde nur der Ofen in der Küche beheizt. Wir versuchten die Kartoffeln roh zu essen, aber davon zog es einem den Mund zusammen. Später kamen wir mit der Situation zurecht – wir kletterten auf das Dach, schlichen uns ans Ofenrohr der Küche heran und ließen einen langen Draht mit aufgefädelten Kartoffeln hinab. Den Draht banden wir oben fest, und die Kartoffeln wurden im heißen Qualm gegart.

Die Möglichkeit sich etwas besser zu ernähren bestand auch dann, wenn wir außerhalb des Kinderheims an landwirtschaftlichen Arbeiten teilnahmen – bei der Heumahd, bei der Holzbeschaffung. Manchmal schickte man uns zu Kolchosarbeiten los (dafür bekam das Kinderheim einen Fahrzeugtransport zur Verfügung gestellt). Dort gab man uns, neben den gewohnten Kartoffeln, auch Bauernbrot, Butter- oder Magermilch (entrahmte Milch). Während des Dienstes in der Küche oder im Speisesaal gab es viel zu tun – wir säuberten das Gemüse, wuschen die Töpfe und Pfannen ab, verteilten die einzelnen Portionen auf den Tischen. Aber die Diensthabenden bekamen eine Extraportion, und manchmal wurden ihnen auch noch die in den Töpfen und Pfannen übriggebliebenen Reste zuteil.

Ich sagte bereits, dass unsere Direktoren praktisch jedes Jahr entlassen wurden. Man enthob sie „wegen Materialmissbrauchs“ ihres Amtes oder, um es schlicht und einfach zu sagen, wegen Diebstahls. Zusammen mit ihnen wurden auch einige andere Leute

entfernt, aber uns störte das wenig – es kamen andere, und alles ging seinen gewohnten Gang – Lebensmittel klauten sie alle: sowohl die Leute aus der Verwaltung, als auch die Lagerarbeiter oder Köche.

Eine der Mitarbeiterinnen, die eine große Familie hatte, war extra aus der Stadt hierher umgezogen, um sich im Kinderheim mit Lebensmitteln durchzuschlagen.

Diverse Kommissionen, welche all diese Fakten feststellten, wunderten sich – bei all dieser Klauerei erwarteten sie magere und entkräftete Kinder zu sehen, aber wir waren ziemlich kräftig und braungebrannt. Sie wussten nicht, dass es hier, in den ländlichen Gegenden, viele Möglichkeiten gibt, sich zusätzlich etwas Essbares zu besorgen. Und hinzu kamen ja auch noch die frische Luft, die Sonne, das Baden im Fluss u.a. Sie begriffen nicht, dass uns hier die Natur selber half.

13. Pjerka, Konik

Wir hatten eigentlich immer einen Hund, aber es war stets so gewesen, dass er bei uns nicht länger als ein Jahr überlebt hatte.

Einer unserer Hunde hieß Tusik. Ein kleiner Hund mit dichtem, braunem Fell; er war der Liebling aller und es gab immer einen, der mit ihm herumtollte. Er wurde bei uns gut gefüttert – von allen bekam er etwas ab. Während des Mittagessens ging einer von uns mit dem Hundenapf von Tisch zu Tisch, und jeder gab ein Löffelchen voll Suppe und ein Stückchen Brot hinein. Wir waren viele, so dass Tusik genügend Futter zufiel. Als er zu uns gekommen war, sah er mager und kränklich aus. Bei uns konnte er sich sattfressen, sein Fell wurde glänzend, weich und flauschig.

Mitten im Winter verschwand Tusik plötzlich. Die Kinder suchten ihn stundenlang im umliegenden Gebüsch, aber alles war umsonst.

Etwa zwei Wochen später entdeckten wir, dass der neue Lagerverwalter, ein junger, kräftiger Mann, Handschuhe aus flauschigem weichem Fell trug. Wir waren uns sicher, dass es sich das Fell unseres Tusiks handelte. Ob es tatsächlich so war oder nicht, weiß ich nicht, aber die Kinder empfanden von nun an einträchtigen Hass gegen diesen Lagerverwalter. Es begann eine wahre Hetzjagd – mal reizten ihn die Jungs im Chor, mal schrieben sie irgendeine Gemeinheit ans Tor des Vorratslagers, stießen einen Stapel leerer Kisten um oder etwas anderes in der Art. Schließlich verschwand er – entweder hatte er selber gekündigt oder man hatte ihm dringend empfohlen zu gehen (denn die Direktion wusste um unseren Kampf gegen ihn Bescheid). Wie dem auch sei, wir bekamen einen neuen Lagerverwalter.

Ein anderer unserer Hunde hörte auf den merkwürdigen Namen Pjerka. Es war ein schwarzer, kurzhaariger Hund mit Ringelschwänzchen. Er war ausgesprochen lebhaft, spielte mit den Kindern und heftete sich oft bei jemandem an die Fersen, der in den Wald oder zum Fluss gehen wollte.

Einmal kehrten wir Jungs vom Fischen zurück. Wir hatten gerade die Brücke über den Bisert betreten, als uns schreiend eine Horde Heimkinder entgegenkam:

- Sie töten Pjerka!

Jemand hatte gesehen, wie Kinder aus dem Dorf unseren Pjerka gejagt hatten, und das halbe Kinderheim war losgelaufen, um ihn zu retten. Wir schlossen uns den anderen an. Eine Schlacht gegen die

Dorfkinder fand zum Glück nicht statt – Pjerka fand sich gesund und munter wieder ein.

Pjerka lebte den Sommer und Herbst bei uns. Dann kam der Winter. In diesem frostigen Winter waren die Wölfe besonders unverschämt. Nachts lockten sie die Hunde von den Höfen, um sie dann fortzuschleppen (die Dorfbewohner sagten, dass die Wölfe die Hunde anlockten, indem sie vor dem Tor leise winselten). Vom Hof des Müllers schleppten die Wölfe einen für ihn ziemlich wertvollen Hund fort – er hatte in der Mühle die Ratten gefangen. Der Müller hütete ihn wachsam und hielt ihn ständig an der Kette. Aber der Hund versuchte sich loszureißen und zu den Wölfen zu gelangen, und nachdem er sich aus seinen Fesseln befreit hatte, sprang er selbst vor das Tor.

In unserem Hof bemerkten wir morgens oft unzählige Wolfsspuren im Schnee. Und Pjerka, der die Wölfe wohl gewittert hatte, wollte nachts oft unbedingt nach draußen. Jeden Abend führten wir ihn auf das Heim-Territorium zurück und überprüften persönlich, ob die Außentüren auch verschlossen waren. Und zusätzlich baten wir den Diensthabenden, den Hund nicht hinauszulassen, egal wie sehr er auch nach draußen wollte.

In einer der Nächte versah Tante Mascha ihren Dienst, eine sehr nervöse, schon ältere Reinmachefrau. Während des Bürgerkriegs hatten die Koltshak-Leute (übrigens aus demselben Dorf) vor ihren Augen in grausamer Weise ihren Ehemann umgebracht, und danach war sie nicht mehr „ganz sie selbst“.

Am Abend brachten wir Pjerka wie gewohnt ins Gebäude, schoben die Riegel vor die Tür und ermahnten Tante Mascha noch einmal, sie möge den Hund auf keinen Fall hinauslassen.

Am nächsten Morgen war Pjerka nicht im Haus.. Tante Mascha versuchte sich zu rechtfertigen, dass er die ganze Nacht gebellt und an der Kette gerissen, sich gegen die Tür geworfen hätte. Sie hatte das nicht lange ertragen können, ihm schließlich die Tür geöffnet und ihn hinausgelassen.

Wir traten ins Freie und sahen Wolfsspuren im Schnee, die in Richtung Fluss führten. Laut schreiend rannte unsere ganze Gruppe den Wolfsspuren nach; am zugefrorenen Fluss entdeckten wir zuerst Blutflecke im Schnee und dann auch gefrorene Teile unseres Pjerka – ein Stück seiner Pfote, Teile seiner Flanke.

Für die Kinder bedeutete das tragische Ende des fröhlichen Pjerka eine große seelische Erschütterung. Die Mädchen weinten, alle schimpften mit der halbwahnsinnigen Tante Mascha. Und noch lange erinnerte man sich an alle möglichen Geschichten, in denen der geliebte Pjerka den Helden spielte.

Im Kinderheim gab es zwei Pferde, die für landwirtschaftliche Zwecke genutzt wurden. Wir hatten auch einen Pferdepfleger, aber der kümmerte sich mehr um den Stall, während die älteren Kinder mit den Pferden unterwegs waren. Mit ihnen fuhren wir los, um Gemüse aus der Nachbarkolchose, Heu vom Feld oder Brennholz aus dem Wald zu holen. An die Fersen der Älteren hefteten sich oftmals die jüngeren Kinder, und manchmal wurde ihnen dann erlaubt, die Zügel zu halten. Besonders leidenschaftliche „Pferdenarren“ machten sich nachts mit den Pferden auf den Weg zum Weiden.

Eines unserer Pferde war eine friedliche graue Stute, die beharrlich auf alle Befehle hörte. Wir nannten sie einfach Seraja (*russisch: die Graue; Anm. d. Übers.*), und mit ihr erlebten wir keine unvorhergesehenen Abenteuer. Das andere Pferd war ein roter

Wallach mit Namen Konik – er war spitzfindig und widerspenstig. Wenn man ihn anspannte, blähte er den Bauch auf, und wenn er ihn während der Fahrt wieder einzog, verrutschte das ganze Geschirr zur Seite. Er wusste immer ganz genau, wenn einer der kleineren Jungen ihn lenkte. Dann konnte es gut passieren, dass er einfach kehrt machte, ohne auf die antreibenden Rufe der Kinder zu hören, und wieder die Richtung nach Hause einschlug. Es kam auch vor, dass einer der Jungs ihm eins mit der Reitpeitsche versetzte, und anstatt dann schneller zu gehen, fing das Pferd an, mit den Hinterhufen auszuschlagen. Bei einem dieser Tritte schlug Konik dem achtjährigen Achmed mit dem Huf an die Stirn. Zum Glück war der Schlag nicht allzu heftig, aber Achmed bekam einen großen blauen Fleck...

Ein lebendiges Eckchen mit Kleintieren, Vögeln und Fischen hatten wir nicht – dafür besaß das Kinderheim die notwendigen Mittel und Räumlichkeiten nicht. Und wozu auch? Wir konnten all diese Tiere ja „leibhaftig“, in der freien Natur, sehen.

14. Rippenfellentzündung

Die Winter sind im Ural schneereich, die Flüsse schon früh mit Eis bedeckt. Aber Wintersport gab es bei uns nicht – dazu fehlte es an der entsprechenden Ausrüstung.

Doch ein paar schlechte Gerätschaften waren trotzdem vorhanden. Die Jungs brachten von irgendwoher ein Paar Schlittschuhe mit, ein Paar Hockey-Schlittschuhe und einen „Schneesuh“ mit hochgebogener Spitze. Noch am Abend standen wir danach

Schlange. Und es ist nicht verwunderlich, dass wir mit einer derartigen „Vielfalt“ an Schlittschuhen nicht vernünftig laufen lernten.

Es gab auch noch ein paar alte zerschlissene Skier mit selbstgemachten Bindungen und Stöcken. Sie fanden reißenden Absatz. Wir versuchten selber Skier herzustellen, wir hobelten und versuchten die Spitzen hochzubiegen, aber es gelang uns nicht, so dass sie sich beim Fahren nur in den Schnee gruben. Aber die Kinder aus dem Heim „tummelten sich“ trotzdem mit Vergnügen in unserem Hof darauf herum.

Auf den alten Skiern gelangten wir bis zum nahegelegenen, ziemlich hohen Berg, der zur Hälfte mit Wald bewachsen war. Eine Seite war abschüssig, und dort sprangen wir von einem kleinen Sprungbrett aus Schnee. Der zweite Abhang war nur leicht abfallend, dort konnte man über einen längeren Zeitraum hinuntergleiten, aber noch länger brauchte man, um hinaufzukraxeln.

So ist es auch nicht verwunderlich (wahrscheinlich aufgrund eines Hinweises an die Heimleitung), dass im Kinderheim ein Ski-Geländelauf organisiert wurde. Von irgendwoher wurden in aller Eile Kinderskier herangebracht und aus unseren Jungen und Mädchen eine Ski-Mannschaft ausgewählt. Skianzüge besaßen wir natürlich keine. Wie immer legten sie uns einen Haufen Kleidung aus amerikanischen Geschenken hin und schlugen vor, dass wir daraus für den Lauf etwas aussuchen sollten. Mir gefiel ein feines Baumwoll-Pullover – in dem fühlte ich mich genauso sportlich, wie die Skifahrer auf dem schönen Plakat, das in unserem Kinderheim hing.

Die Cross-Strecke verlief über bergiges Gelände, und viele waren ohne Training schnell völlig erschöpft. Die Kolonne wurde immer

weiter auseinandergezogen, und wir, die wir vorneweg fuhren, mussten oft anhalten und auf die anderen warten. Bei solchen Stehpausen begann ich, erhitzt und verschwitzt, heftig zu frieren – der eisige Wind durchdrang meinen Pullover.

Am nächsten Tag wurde ich bettlägerig, ich hatte hohes Fieber. Alla Borisowna, die junge Feldscherin, stellte fest, dass ich eine Lungenentzündung hätte und begann ihre Behandlung sogleich mit verschiedenen Arzneien. Ich war schwerkrank, die Temperatur stieg immer weiter an, bis ich mich in einem tiefen Dämmer Schlaf befand. Ein Isolierzimmer hatten wir nicht; so lag ich in unserem Schlafsaal. Außer der mich behandelnden Alla Borisowna schaute Nina Iwanowna, die Erzieherin, häufig nach mir. Und lange Abende saß unsere Buchhalterin Maria Iwanowna neben mir, eine noch jugendliche Frau um die vierzig. Sie verstand sich schon lange gut mit mir, hatte mir sogar vorgeschlagen, mich zu adoptieren, aber ich war nicht einverstanden – denn schließlich waren ja irgendwo noch meine Eltern (in meinen Papieren stand: „Eltern sind vorhanden, Adresse ist nicht bekannt“).

Nach einer Woche ging es mir langsam besser, ich konnte sogar schon in den Speisesaal gehen. Zur größten Verwunderung der Kinder wollte ich aber aus irgendeinem Grunde nichts essen.

Ein paar Tage später warf es mich erneut nieder – mit hohem Fieber und zeitweisem Bewusstseinsverlust. Als man begriff, dass es äußerst ernst um mich stand, beschloss man, mich ins vierzig Kilometer entfernte Bezirkskrankenhaus zu schicken. Sie brachten mich mit einem Schlitten dorthin, nachdem sie mich in einen schweren Schafspelz eingewickelt und mit Pelzmänteln zugedeckt hatten. Sie waren vorsichtig, und deswegen dauerte die Fahrt ziemlich lange. Als wir uns dem Krankenhaus näherten, erwachte ich, völlig nassgeschwitzt, und fühlte mich plötzlich kerngesund.

Offensichtlich hatte ich unter den schweren, wärmenden Pelzen die Krisis überwunden. Im Krankenhaus bekam ich tierischen Appetit, ich wollte die ganze Zeit immer nur essen und bat ständig um Sauerkraut. Natürlich gab es das im Krankenhaus nicht, aber eine der Krankenschwestern brachte es von Zuhause mit. Sie wiederholte immer wieder, dass ich ihrem kürzlich ertrunken Sohn sehr ähnlich wäre.

Die Krankenhausärzte meinten, dass ich eine schwere Rippenfellentzündung durchgemacht hätte. Wenn ich später zu irgendwelchen Röntgen-Untersuchungen musste, dann sagte ich immer schon vorher Bescheid, dass die schwarzen Flecken von einer in der Kindheit durchgestandenen Pleuritis kämen.

Ins Kinderheim zurückgebracht wurde ich mit einem alten „Willis“ des Bezirkskomitees – auf Bitten unseres Direktors nahm mich der Sekretär des Bezirkskomitees mit, der zufällig in die gleiche Richtung fuhr, ein kräftiges Onkelchen im Ledermantel. Es war ein sonniger, frostiger Tag, und ich hatte supergute Laune. Sowohl wegen des schönen Wetters, als auch aufgrund der Tatsache, dass ich in einem richtigen Auto fahren durfte, und wohl auch, weil der Sekretär mir so viele wohlwollende Fragen stellte. Plötzlich löste sich ein Vorderrad unseres Fahrzeugs und rollte einsam vor uns den Weg entlang. Der Fahrer konnte nur mit Mühe ein Umkippen des Autos verhindern. Die im Wagen Sitzenden verhielten sich vor Schreck totentstill, aber als sie dann das einsame Rad immer weiter fortrollen sahen, mussten sie plötzlich doch laut loslachen.

In diesem Moment begriff ich, dass das Krankenhaus und meine ganze Krankheit nun hinter mir lagen, dass ich gesund war, dass ich nach Hause fuhr – in mein Kinderheim.

15. Popik, Arme Lisa und andere

Viele Heimkinder hatten Spitznamen, und jeder war, so kann man wohl sagen, das Ergebnis kollektiver Kreativität. Jemand benannte ganz zufällig einen der Jungs mit einem witzigen Wort. Wenn dieses Wort zutreffend war, dann nannte man ihn auch weiter so. Dabei gab es aber auch präzisere Varianten oder Veränderungen. Schließlich wurde es von den Kindern für gut befunden, wurde zum gängigen Spitznamen und hing dem Jungchen auf immer und ewig an.

Die witzige Bezeichnung konnte mitunter aber auch misslungen sein, und dann vergaß man sie einfach wieder. Das kam vor, wenn sie nicht zutreffend genug war oder, relativ ausgedrückt, zum „Status“ bzw. der Autorität der Person nicht passte.

Der letzte Fall trat beispielsweise bei mir ein. Einer der Jungs nannte mich, meinen Vornamen Robert ausnutzend, aus Spaß Oberleutnant. Er hatte nichts gegen mich, aber irgendwie kam ihm der Ausdruck spitzfindig vor. Ich schenkte dem keinerlei Aufmerksamkeit, den Schuh zog ich mir, wie man so schön sagt, gar nicht erst an. Und so wiederholten die Kinder den spaßigen Namen auch nicht mehr, sondern vergaßen ihn.

Viele der Spitznamen harmonisierten gut mit den Nachnamen der Kinder. Wanka Meschnjakow hieß bei uns beispielsweise „Meschnjak“, Popow nannten wir „Popik“ (*Pfaffe; Anm. d. Übers.*), Murtasin-Lejser hieß „Arme Lisa“ und Aschichmatow – „Schichmatt“. Die lustigen Namen bekräftigten oft auch das äußere Erscheinungsbild des Betreffenden. „Popik“ war ein hagerer, schwächlicher Junge und so passte der Name zu ihm. Der Halbtatar

Murtasin-Lejser hatte ein breites, weißhäutiges Gesicht mit zartrosigen Mädchenwangen – und so blieb es auch von Anfang an bei dem Spitznamen „Arme Lisa“ oder einfach nur „Lisa“. Und ein äußerst akkurate Bursche, der irgendwie dem Schauspieler Krjutschkow aus dem Kinofilm „Traktoristen“ ähnelte, erhielt den Spitznamen „Tankist“ („Panzerfahrer“; *Anm. d. Übers.*).

Manchmal wurden die lustigen Namen auch aufgrund der Lebensgeschichte und des Charakters der betreffenden Person vergeben. So besaß ein kleingewachsener Junge mit dem Gesicht eines bartlosen Alten den Namen „Moskwitsch“. So nannte man ihn nicht nur, weil er in Moskau Wohnungen ausgeraubt hatte, sondern auch weil er ein sehr gerissener Bursche war, der in seinem Leben schon viel gesehen hatte. Er war auch noch älter als wir, aber er hatte die medizinische Kommission betrogen und sich aufgrund seiner geringen Größe für jünger ausgegeben, als er tatsächlich war.

Der Junge, der Wladimir Uljanow hieß, hatte keinen Spitznamen – alle fürchteten sich davor, den Namen des „großen Führers der Kommunisten“ – Wladimir Uljanow-Lenin - zu beleidigen. Wir alle wussten, dass bei so etwas keine Nachsicht geübt wurde.

Die Mädchen hatten komischerweise auch keine Spitznamen, zumindest kannten wir, die Jungs, sie nicht.

Der Versuch, die Spitznamen der Jungs loszuwerden, wurde nur ein einziges Mal unternommen.

Mitten im Winter wurde es dringend notwendig, unsere Toilette zu reinigen, die sich draußen in einer hölzernen Bude befand; drinnen und um sie herum war „vieles“ vereist. Gereinigt wurde sie normalerweise von Kindern „per Auftrag außer der Reihe“. Derartige Aufträge erhielten viele, deswegen war der Toilettenraum auch stets

entsprechend sauber. Diesmal hatten die Erzieherinnen ihre Wachsamkeit ein wenig gelockert, und die Toilette war in einem verkommenen Zustand. Der Erzieher Wladimir Petrowitsch, der erst kürzlich demobilisierte Offizier (ich sprach bereits von ihm), löste das Problem auf einfache militärische Art und Weise. Am Sonntag, als wir uns alle im Schlafsaal befanden, kam er an und sagte mit lauter Stimme:

- Ab heute ist die Verwendung von Spitznamen strengstens verboten! Wer die Regel bricht erhält einen Auftrag außer der Reihe – und säubert die Toilette!

Er ließ sich am Tisch in der Mitte des Schlafraums nieder und vertiefte sich in irgendwelche Papiere, wobei er unseren Gesprächen lauschte.

Zuerst rissen wir uns zusammen, redeten uns gegenseitig mit den Vornamen an – Kolka, Muratka, Wowka, Robka. Aber zehnfünfzehn Minuten später verhaspelten wir uns und benutzten wieder die gängigen Spitznamen:

- Tankist, Popik, ab auf den Berg!

- Lisa, gib mal das Messerchen, ich will den Bleistift anspitzen!

- Schichmatt, wo ist der zweite Schlittschuh? Du bist zuletzt damit gefahren!

Na ja, und so weiter.... Kurz gesagt, es war noch keine Stunde vergangen, als beinahe unser gesamter Schlafsaal einträchtig das „Eis“ aus der Toilette weghackte.

Später achtete niemand mehr auf die Spitznamen, und wir nannten uns wieder bei den gewohnten, alten Namen. Das Hauptziel dieser Sonntagsmaßnahme war jedenfalls erreicht worden – die Toilette war sauber, und an so eine aussichtslose Sache, wie das Unterbinden von Kinderspitznamen, hatte keiner auch nur im Entferntesten gedacht.

Diese beiden Systeme im Umgang miteinander existierten auch weiterhin, ohne die kindliche Welt mit der Welt der Erwachsenen zu vermischen.

16. Unsere Arbeit . Neujahr im Wald

Ein Programm für Arbeitserziehung gab es bei uns natürlich nicht, aber wir waren trotzdem ständig mit irgendwelchen Arbeiten beschäftigt. Für die laufenden Arbeiten existierte bei uns ein Auftragssystem, wie in der Armee. Der Reihe nach erledigten wir in einem Plan festgelegte Aufgaben – wir leisteten Küchen- und Kantinendienst, sägten und hackten Holz für unsere Öfen, reinigten die Schlafsäle und Korridore und hielten den Hof sauber. Aufträge außer der Reihe gab es üblicherweise, wen sich jemand etwas hatte zuschulden kommen lassen – und das waren in der Regel die Jungs.

Neben „Auftrags“-Arbeiten waren wir auch im Gemüsegarten des Kinderheims tätig, beschafften Heu und Brennholz oder arbeiteten in den Kolchosen der Nachbarschaft. Wenn wir außerhalb des Kinderheims arbeiteten, fuhren wir in Brigaden aus – Brigaden, die aus den Reihen der älteren Kinder formiert wurden. Wer mitfuhr bestimmten die Erzieher, aber einige Kinder (unter ihnen auch ich)

durften freiwillig mit – denn bei solchen Arbeiten gab es immer reichlich zu essen.

Vom Mithelfen der Kinder bei der Heumahd habe ich schon erzählt. Genauso schwer war für uns auch die Beschaffung von Brennholz. Jedes Jahr zu Beginn des Sommers fuhren wir in den Wald hinaus. In der uns zugewiesenen Parzelle fällten wir Jungs, alle 12 – 14 Jahre alt, Bäume, schlugen die Äste ab, zersägten die Stämme in meterlange Stücke, die wir anschließend zum Trocknen in Holzstößen aufschichteten.

Am schwierigsten war das Fällen der Bäume – die Sägen waren schwer zu halten, sie verkanteten sich häufig, und unsere kümmerlichen Kräfte reichten nicht. Später kamen Bügelsägen auf, damit wurde das Arbeiten etwas leichter.

Die Holzbeschaffung stellte nicht nur eine schwere, sondern auch eine gefährliche Arbeit dar, aber wie durch ein Wunder gab es keine ernsthaften Verletzungen bei uns (nur Schnittwunden und alle möglichen Schrammen).

Das beschaffte Holz reichte, wie immer, nicht aus, und im Winter mussten wir mehrmals erneut in den Wald hinaus. Im Winter ist das aber viel schwieriger, als im Sommer. Besonders kompliziert gestaltete sich dann das Bäume Fällen – man musste die Stämme ganz unten absägen, damit keine hohen Stümpfe stehenblieben. In den Wäldern des Ural ist der Schnee aber sehr tief, und um bis an den untersten Teil des Baumstammes zu gelangen, musste man erst Unmengen von Schnee fortschaufeln. Und in dieser Schneegrube dann zu sägen – das war ebenfalls äußerst schwierig.

Das Kinderheim hatte seinen eigenen Gemüsegarten, in dem allerdings nur Kartoffeln gezüchtet wurden. Im ersten Jahr teilte man

uns am Gemüsegarten ein Stückchen Neuland zu, und beim Umpflügen wurde lediglich der furchtbare Rasen durcheinandergeworfen. Es war schwierig, darunter Pflanzlöcher für die Kartoffeln zu graben, vor allem mit unseren Spaten; deswegen schoben wir die Kartoffeln einfach unter die Grassoden. Ehrlich gesagt – wir glaubten ganz sicher, dass unsere Kartoffeln nicht wachsen würden, aber wir bekamen eine so gute Ernte, wie wir sie nie zuvor erlebt hatten. In den Folgejahren führten wir das Setzen und Ernten der Kartoffeln mit einem richtigen Pflug aus, was die Arbeit um vieles erleichterte.

In den Nachbarkolchosen arbeiteten wir auf den Getreidetennen, sammelten auf dem Feld Erbsen, zogen Futterrüben und Steckrüben, von denen ich bereits berichtete, aus der Erde. Und einmal mühten wir uns im Sumpf ab – wir sammelten Moos, mit dem hölzerne Blockhäuser abgedichtet werden.

Die geschnittenen Mooschichten fädelten wir auf dünne Stangen auf, an denen sich unten eine kleine Astgabel befand. Wir fädelten so viel Moos auf, bis die Stange voll war. Dann nahmen wir die nächste Stange, und die ganze Prozedur begann wieder von vorn. Die moosgefüllten Stangen brachten wir zur Straße und luden sie dort auf den Leiterwagen.

Im „Herrenhaus“ wurde für uns eine Tischlerwerkstatt organisiert. Ein alter Meister besserte dort für uns Möbel aus und fertigte nach und nach auch neue an. Ein paar von uns Jungs wurde der Vorschlag gemacht, in der Werkstatt ein wenig mitzuarbeiten, und natürlich waren wir einverstanden. Der Meister brachte uns das Tischlerhandwerk bei, und nach einiger Zeit konnten wir schon selber Hocker und Stühle anfertigen. Und einmal brachten wir sogar einen ganz tollen Diwan zustande.

Wir führten auch Zimmermannsarbeiten aus - um unser Territorium setzten wir einen Zaun (aus dünnen Stangen – ich schrieb bereits darüber) und wirkten beim Bau unseres Badehauses mit. Die Stämme für das Blockhaus wurden im Wald von herbeigerufenen Zimmerleuten beschafft. Zu uns brachte man sie bereits vollständig zerlegt, um sie dann hier wieder zusammenzufügen. Wir halfen beim Errichten der Trennwände, zimmerten die Sitzbänke zusammen und legten den Fußboden aus. Aber das Einzige, was man uns ganz allein anvertraute, war das Zuschütten des Dachbodens mit Schlacke.

Wir waren auch als Verputzer tätig. Die zweite Etage unseres Gebäudes stellte sich als unverputzter Kiefernholzbau dar. Um ihn abzudichten, wurde beschlossen, ihn von innen zu verputzen. Zu diesem Zweck holte der Direktor einen seiner Verwandten und wählte eine Brigade aus unseren Jungs zu seinen Gehilfen aus. Einige Wochen schleppten wir Dachschindeln heran, rührten Mörtel an und begannen in einigen Revieren mit dem Verputzen. Wir bekamen sogar ein wenig Geld dafür. Und der Verwandte des Direktors bekam, wie später erzählt wurde, eine schöne Stange Geld für seine Arbeit.

Jedes Jahr, immer Ende Dezember, begab sich unser Lagerverwalter nach Swerdlowsk, um dort Waren einzukaufen. Von dort brachte er Kinderkleidung, Schuhwerk, Decken, Stoffe und noch vieles andere mehr mit, was ein Kinderheim im Jahr braucht. Es war viel, was er dort besorgte, und deswegen nahm er immer ein paar Kinder mit. Zweimal war auch ich mit dabei.

Von der letzten Fahrt kehrten wir mit einem Eineinhalbtonner zurück. Es war bereits der späte Abend des 31. Dezember 1947. Der Lagerverwalter saß neben dem Fahrer in der Kabine, während wir drei Kinder uns im Wagenkasten befanden. Es waren ungefähr 200 km zu fahren, und um nicht zu erfrieren, gruben wir uns in en

Kleiderhaufen ein und deckten uns mit den neuen Decken zu. Schließlich waren noch etwa zehn Kilometer zu fahren, als uns die Straße durch einen dichten Wald führte – zu beiden Seiten erhoben sich hohe, schneebedeckte Tannen. Der Lagerverwalter lehnte sich aus der Fahrerkabine und fragte laut, ob mit uns alles in Ordnung wäre. Dann fügte er noch hinzu, dass es bis zum neuen Jahr nur noch 15 Minuten Zeit wären, dass wir in Kürze ankommen würden. Wir lebten wieder auf, fingen an zu raten, was sie für uns wohl für eine Tanne aufgestellt, womit sie sie geschmückt hätten.

Plötzlich blieb der Eineinhalbtonner stehen, die Scheinwerfer, die den Weg erhellt hatten, erloschen. Offenbar war das Benzin ausgegangen. Der Lagerverwalter und der Fahrer machten sich schimpfend auf den Weg ins Nachbardorf, um Hilfe zu holen. Wir blieben allein zurück. Es war totenstill und schrecklich gruselig. Einige Zeit verging, wir lehnten uns aus unserer Höhle hinaus und sahen uns um – es war eine klare, frostige Nacht, im Mondlicht funkelte der Schnee und über den hohen Tannen flimmerten unzählige Sterne. Wir wurden etwas fröhlicher.

In dieser märchenhaften Stimmung, im Wagenkasten liegend, begrüßten wir dann auch das neue Jahr 1948!

17. Artek und der Schwachsinnige

Im Kinderheim befanden sich Kinder verschiedener Nationalitäten – Russen, Ukrainer, Tataren, Baschkiren, Mordwinen, Udmurten, aber ich war der einzige Deutsche. Als Deutscher empfand ich jedoch keinerlei Diskriminierung. Viele wussten einfach nicht, dass ich

Deutscher war, und diejenigen, die es wussten, nahmen das nicht für ernst – ich war genau so einer wie alle, während die Deutschen für sie Leute waren, die an der Front gegen uns kämpften (dass es Sowjet- oder Russland-Deutsche gab, davon hatte hier niemand eine Ahnung – in jenen Bezirk des Urals hatte man sie aus irgendeinem Grunde nicht verbannt). Das Einzige, was sie sie verwunderte, waren mein Vor- und Nachname:

- Robert oder Riedel, was ist denn nun dein Vorname, was dein Nachname? Das kann ja kein Mensch erkennen!

Nicht die letzte Rolle spielte schließlich auch der Tatbestand, dass ich unter den Kindern über eine gewisse Autorität verfügte. Sie war bereits zu der Zeit entstanden, als ich gerade erst als Neuling hier eingetroffen war, mit den Kindern Lieder eingeübt und ihnen Bücher nacherzählt hatte. Autorität verlieh mir auch ein Vorfall in der Kantine, der sich damals ereignete. Wir standen in der Schlange vor der Küchenausgabestelle, und einer der Burschen stieß mich grob beiseite. Ich geriet in Wut, stürzte mich auf ihn, brachte ihn zu Fall und verprügelte ihn, bis mir schließlich eine Erzieherin Einhalt gebot. Über diese Prügelei wurde noch lange gesprochen; sie wurde mit verschiedenen Einzelheiten ausgeschmückt, und wahrscheinlich hatte danach niemand mehr Lust, sich mit mir zu prügeln. Und als ich „Ziehharmonika-Spieler“ wurde, nahm meine Knabenautorität noch mehr zu.

Ich mochte gern lernen und galt als bester Schüler. Für gute Erfolge wurden wir mitunter (zumeist an Feiertagen) mit wertvollen Geschenken belohnt – neuen Schnürschuhen, Stiefeln, und einmal bekam ich sogar einen Anzug. Nach der feierlichen Überreichung nahm der auf der Bühne stehende Lagerverwalter die Geschenke an sich („zur Verwahrung“). Ein zweites Mal bekamen wir sie danach auch nicht mehr zu sehen.....

Einmal wurden ich und noch zwei Jungs mit einer Fahrt nach Swerdlowsk (dem heutigen Jekaterinburg) in den Winterferien ausgezeichnet. Begleitet wurden wir von unserem letzten Direktor, Stepan Rasumowitsch Beloborodow. Wie immer gab es keine Fahrkarten für den Zug, so dass wir die ganzen zweihundert Kilometer bis Swerdlowsk (und nachher auch wieder zurück) auf dem Trittbrett oder der Waggonplattform (Vorkriegskonstruktion) fuhren. Dabei durchfuhren wir mehrere Tunnel

In Swerdlowsk brachten sie uns ins Dramaturgie-Theater, wo heroische Gesänge über die Kriegsmarine vorgetragen wurden. Im musikalischen Theater versetzte uns eine fröhliche Operette in Erstaunen. Im schön hergerichteten Pionierpalast (dem ehemaligen Schloß des Ural-Fabrikanten Demidow) nahmen wir am Neujahrsfeiertag unter einer riesigen geschmückten Tanne teil. Man händigte uns Geschenke mit einfachem Konfekt und sogar einer Mandarine aus. Zurück kamen wir, wie man so schön sagt, bis an den Rand voll mit Eindrücken.

Auf der allgemeinen Kinderheim- und Schulversammlung, die dem Abschluß des Schuljahres gewidmet war, verkündete unser Direktor feierlich, dass der Zögling des Kinderheims und nun schon Schüler der siebten Klasse - Robert Riedel - eine Auszeichnung erhalten sollte, die ihm eine Fahrt ins Pionierlager Artek sicherte. Die gleiche Belohnung erhielt auch die Tochter des pädagogischen Leiters der Schule. Es gab lauten Beifall, man gratulierte uns. Ich stellte mir bereits vor, wie ich auf der sonnigen Krim verweilen, das Schwarze Meer sehen würde, über das ich schon viel gelesen hatte.

Eine Woche später rief man mich ins Zimmer der Erzieherinnen. Dort befanden sich bereits der Direktor des Kinderheims, einige Erzieher und unsere Krankenschwester. Ich sollte mich bis auf die

Unterhosen entkleiden, und die Krankenschwester begann mich unter zahlreichen Nörgeleien von allen Seiten zu untersuchen. Schließlich fand sie bei mir einige Schrammen und meinte laut, dass ich mit solchen Stellen auf der Haut auf keinen Fall nach Artek fahren könne, damit würden sie mich dort nicht aufnehmen. Alle pflichteten ihr einstimmig bei. Derartige Schrammen konnte man bei jedem beliebigen Heimkind finden, und so begriff ich sogleich, dass dies nur ein Vorwand war, um mir die Fahrt nach Artek zu verweigern. Da ich nun die ganze Komödie, die da gespielt wurde, klar erkannt hatte, war es mir unangenehm wegen der ganzen vor mir sitzenden Erwachsenen. Ich zog mich eilig wieder an und verließ, ohne noch einmal aufzublicken, das Zimmer.

Im leeren Korridor stieg Bitterkeit in mir auf:

- Das ist nur deswegen, weil ich ein Deutscher bin, sie sagen es nur nicht offen heraus. Dann war ich also nicht genau so einer, wie alle, ich war also schlechter als sie – und das würde immer so bleiben!

Mehrmals schoss mir der Gedanke durch den Kopf – du musst fortlaufen, einen anderen Nachnamen annehmen, und dann wird niemand wissen, wer du bist und woher du kommst. Aber dann würde ich meine Eltern nicht mehr sehen können, und gerade das war es doch, wovon ich all die Jahre geträumt hatte – sie wiederzusehen, mit ihnen in einer Familie zu leben.

Und mit der Reise nach Artek war es so gewesen, dass die aufrichtigen Erzieherinnen sie mir zugesprochen hatten, weil sie meinten, dass ich sie verdient hätte, und irgendwie würde von oben schon die Entscheidung fallen, dass man mich als Deutscher gar nicht zulassen würde.

An meiner Stelle fuhr ein anderer Heimjunge nach Artek – der Baschkire Walerij Galin, der bei weitem nicht einer der besten Schüler bei uns war. Er hatte mir selber gesagt, dass dies nicht sein wahrer Name sei, dass er ihn geändert hätte, wie viele Straßenkinder es taten. Aber er hatte nicht nur seinen Namen geändert, sondern auch sein Alter erheblich herabgesetzt – wenn wir neben ihm standen, sahen wir aus wie kleine Kinder. Die Heimleitung hatte wohl erraten, dass er älter war als wir – sie begünstigten ihn, verschafften ihm nach einiger Zeit sogar eine bezahlte Arbeit als Erzieher einer der Kleinkinder-Gruppen. Aber zwischen mir und ihm herrschten immer schwierige Beziehungen, besonders nach der Geschichte mit Wanja Meschnjakow, Meschnjak. Galin stand mit ihm im Konflikt, sie prügelten sich sogar im Wald, und Galin unternahm alles, damit man Meschnjak in die Betriebsfachschule schickte und ihn an der Schule nicht fertiglernen ließ.

Meschnjak war ein einfacher, guter Junge, und als wir davon (erst später) erfuhren, fingen die anderen an Galin zu verachten, und keiner wollte mit ihm noch irgendetwas zu tun haben.

Was das Leben innerhalb des Kinderheims betrifft, so will ich mich mit den Beziehungen der Kinder untereinander nicht lange aufhalten. Ich sage nur, dass sich bei uns nichts Außergewöhnliches ereignete, die Situation war wie in einer ganz normalen Schule. Aber natürlich gab es auch Konflikte. Noch im Kinderheim hatte ich das Buch „Die Vorsteher der Willoughby- Schule“ gelesen. Darin wird das Leben in einem geschlossenen Schulinternat gegen Ende des 19. Jahrhunderts beschrieben. Und ich war verblüfft, wie viele Situationen in dieser Schule mit denen in unserem Kinderheim zusammenfielen. Und der Hauptheld hatte, wie mir schien, große Ähnlichkeit mit mir, denn er hieß, soweit ich mich erinnern kann, Riddell... (An den Autor konnte ich mich damals nicht erinnern; erst kürzlich erfuhr ich, dass er

Talbot Baines Reed hieß und das Buch den englischen Titel „The Captains of Willoughby School“ trug.

Meine Lernerfolge verschafften mir nicht nur angenehme und unangenehme Geschenke – einmal bewahrten sie mich sogar vor der Verschickung an die Betriebsfachschule.

Im Sommer 1947 befanden wir uns auf der Heumahd, als der Vorsitzende des Militärkommissariats zur Mobilisierung der Herangewachsenen in die Betriebsfachschule nach Klenowskoje kam. Er meldete sich auch im Kinderheim, sah unsere Listen durch, und wer bereits vierzehn Jahre alt war, den merkte er zur Verschickung an die Betriebsfachschule vor. Auch ich befand mich unter diesen „Herangewachsenen“. Aufgrund meines Alters hätte ich bereits die siebte Klasse beendet haben müssen, aber ich hatte erst sechs absolviert, denn ein Schuljahr hatte ich in Sibirien verloren. Wenn sie mich nun an die Betriebsfachschule geholt hätten, dann hätte ich nicht mehr die Möglichkeit gehabt die Siebenklassenschule abzuschließen und anschließend entsprechend weiter zu lernen. Aber ich wollte später gern ans Technikum.

Die Liste der Zöglinge, die zur Betriebsfachschule sollten, wurde im Kinderheim durch den pädagogischen Rat, unter Mitwirkung des Vorsitzenden des Militärkommissariats erörtert. Als meine Person an die Reihe kam, sagte man ihm, dass ich ein sehr schwacher Schüler wäre, nicht ganz normal und überhaupt ziemlich debil und geistig zurückgeblieben. Einen „Debil“ wollte er selbstverständlich nicht haben.

Auf diese ungewöhnliche Weise ließen sie mich im Kinderheim. Die Erzieher, die so weit gegangen waren, verfolgten damit aber auch ihre eigenen Ziele – sie brauchten einen guten Schüler, denn Erfolg war einer der wichtigsten Indizien für ihre gute Arbeit.

Von all dem erfuhr ich erst im Herbst – Wasilij Sidorowitsch erzählte es mir unter dem großen Siegel der Verschwiegenheit.

Am ersten September kam ich in die siebte Klasse und beendete die Siebenklassenschule im folgenden Frühling. In demselben Jahr ging ich nach bestandener Aufnahmeprüfung ans Technikum. Aber das ist schon eine andere Geschichte.

18. Technikum für eine Woche

Ich hatte mich für das Bergbau- und Metallurgie-Technikum in Swerdlowsk entschieden. Aber das war ein schwieriges Unterfangen – ich musste selber sehen, wie ich nach Swerdlowsk kam (natürlich ohne Fahrkarte), für die Zeit der Examina musste ich eine Privat-Unterkunft finden, und ich hatte insgesamt vier Prüfungen abzulegen. Aber es gelang mir, all das zu bewältigen – auf Waggon-Trittbrettern kam ich heil bis nach Swerdlowsk, bei Verwandten unseres Direktors bekam ich eine Unterkunft und die Aufnahmeprüfungen bestand ich mit „gut“ und „sehr gut“, was für ein Jungchen, das aus einer ur-ländlichen Gegend kommt, keineswegs schlecht war.

Neben der Kanzlei hingen die Listen der Zugelassenen. Ich fand auch meinen Namen und dachte:

- Na schön, das war's! Jetzt bin ich Student, ich werde fleißig lernen und später als Elektromechaniker im Bergbauwesen tätig sein.

Ich bereitete mich schon auf den Heimweg vor, als sich herausstellte, dass es mit „das war's“ nicht seine Richtigkeit hatte. Der Direktor des Technikums folgte stets einer Regel – vor der endgültigen Aufnahme seiner Studenten, führte er mit jedem erst noch ein persönliches Gespräch. Dazu wurden die Studenten in Gruppen, nach beruflichen Fachgebieten, zu ihm gerufen. Dann war auch unsere Gruppe an der Reihe.

Wir saßen im Wartezimmer und wurden einzeln zum Direktor geholt. Die bevorstehende Unterredung beunruhigte mich nicht sonderlich – ich hatte meine Prüfungen gut gemacht, war am Technikum angenommen worden, und was sollte er mir schon für Fragen stellen? Schließlich war ich ein Heimkind!

Ich kam als Letzter an die Reihe. Als ich das Kabinett betrat, sah ich einen riesigen Mann an einem großen Schreibtisch sitzen, der irgendwelche Papiere durchlas. Nach langem Schweigen fragte er plötzlich:

- Du bist also Deutscher?

- Ja.

Er starrte mich unverwandt an und schrie dann plötzlich:

- Du weißt wohl nicht, dass Swerdlowsk eine geschlossene Stadt ist?! Wir nehmen hier keine Deutschen!

Danach musste ich noch lange im Vorzimmer sitzen und auf meine Dokumente warten. Der Direktor trat aus seinem Kabinett und entfernte sich. Verwundert sah ich, dass er gar nicht so groß war, fast ein Zwerg – bei seiner großen Statur wirkten seine Beine viel zu kurz. Entweder war das ein angeborener Defekt oder die Folgen eines Unfalls. Jedenfalls brachte mir dieser „mächtige Zwerg“ nichts als Unheil.

Nachdem ich meine Papiere zurückerhalten hatte, trat ich verwirrt und enttäuscht auf die Straße hinaus. Was sollte ich jetzt tun? Ins Kinderheim zurückkehren konnte ich aufgrund meines Alters nicht; Verwandte, zu denen ich hätte gehen können, besaß ich nicht; wo meine Eltern lebten, und ob sie überhaupt noch am Leben waren, das wusste ich auch nicht. Und so beschloss ich, doch ins Kinderheim zurückzugehen, in der festen Überzeugung, dass sie mich dort schon nicht im Stich lassen würden. Eine Zeit lang hatte bei uns auf dem Dachboden ein ehemaliger Heimjunge gewohnt, der irgendwo weggelaufen war. Im schlimmsten Fall würde ich auch dort unterkommen, bis entschieden war, was weiter mit mir geschehen sollte.

Nachdem ich ins Kinderheim zurückgekehrt war, erzählte ich alles Direktor Stepan Rasumowitsch. Er reagierte äußerst missmutig und meinte, dass er das nicht einfach so auf sich beruhen lassen wollte. Am folgenden Tag machten wir uns auf den Weg nach Bisert. Wir klapperten dort ein paar Bezirksorganisationen ab, in denen wir uns die Fürsprache und lobende Beurteilung über mich sicherten. Allerdings weigerte man sich in einer dieser Institutionen daran zu glauben, dass ich Deutscher wäre – sie hielten das für einen groben Scherz. Aber nachdem sie sich eine Weile gewundert hatten, gaben sie uns schließlich doch die notwendigen Dokumente.

Nachdem er einen umfangreichen Brief vorbereitet (was darin stand, weiß ich nicht) und die Papiere aus der Bezirksstadt beigelegt hatte, fuhr Stepan Rasumowitsch mit mir nach Swerdlowsk. Vor dem Gebäude des Technikums ließ er mich aus irgendeinem Grunde auf der Straße stehen und begab sich höchstpersönlich zum Direktor. Lange blieb er nicht fort. Als er zurückkam, sagte er nur kurz:

- Du bist aufgenommen.

Und dann machten wir uns auf den Heimweg in unser Kinderheim, wo ich mich auf den Umzug nach Swerdlowsk vorbereiten musste.

Im Klenowskojer Kinderheim war ich der Erste, der zur weiteren Ausbildung fortgeschickt wurde, und sie versuchten mich so gut wie möglich einzukleiden – ich bekam einen billigen, aber neuen Anzug, neue Schnürschuhe und Hemden. Sie wählten auch Winterkleidung für mich aus, allerdings ließen sie sie bis zum Winter im Kleiderlager. Bereits zu einem früheren Zeitpunkt hatte ich mir einen hölzernen Koffer gebaut und mit hellgrüner Farbe gestrichen, die ich zufällig auftreiben konnte. Darin verstaute ich mein bescheidenes Hab und Gut – ein Hemd, Unterwäsche zum Wechseln, ein paar Büchlein und einige Lebensmittel.

Ende August 1948 ließ ich, nachdem ich meinen Koffer genommen und ein wenig Geld erhalten hatte, das Kinderheim hinter mir und machte mich auf den Weg nach Swerdlowsk. Ich schrieb bereits, dass wir nach Swerdlowsk immer auf den Trittbrettern eines Waggons gelangten oder, wenn wir Glück hatten, auf einer der Plattformen zwischen zwei Waggons. Wenn das Gerücht aufkam, dass der Kontrolleur im Anmarsch sei, kletterten wir schnell über die Leitern auf das Dach des Waggons. Die Kontrolleure gingen vorbei, und wir kehrten wieder auf unsere Plätze zurück. Aber auf dieser Reise nahmen sie mich fest – mein Koffer hinderte mich daran, mich

auf dem Dach zu verstecken. Der Kontrolleur brachte mich in den Waggon und verlangte, dass ich eine Strafe zahlte. Vergeblich versuchte ich ihm zu erklären, dass ich aus dem Kinderheim käme und an meinen Ausbildungsplatz wollte. Der Kontrolleur war unnachgiebig und drohte mir, er würde mich an der nächsten Bahnstation bei der Miliz abgeben. Eine solche Perspektive gefiel mir gar nicht; ich war gezwungen, ihm die Hälfte meines Geldes zu geben. Das einzig Gute an der Situation war, dass ich nicht aussteigen musste, sondern er mich in beinahe komfortabler Weise bis nach Swerdlowsk fahren ließ – auf einer geschlossenen Plattform.

Ich bekam einen Platz im allgemeinen Studentenwohnheim, und dann begann mein Unterricht am Technikum. Die meisten Lehrbücher erhielt ich in der Bibliothek, aber einige Bücher musste ich auch kaufen, was mein „Budget“ weiter schrumpfen ließ.

Einmal beschloss ich, mir die Stadt anzusehen und ging zum Stausee, der sich fast im Zentrum der Stadt befindet. Am Ufer lag ein Boot mit zwei Jungs an Bord.

- He, Bursche – willst du fahren? – fragte einer von ihnen.

Ich willigte ein. Wir hatten uns bereits ein gutes Stück vom Ufer entfernt, als derjenige der mich zum Bootfahren aufgefordert hatte, plötzlich sagte:

- He, gib uns einen Dreier, sondern bringen wir das Boot zum Kentern!

Und sie begannen heftig damit zu schaukeln. Ich erwiderte, dass ich kein Geld hätte, dass ich aus dem Kinderheim käme, aber die beiden lachten nur:

- Na mach schon, Du Kulak – sei nicht so geizig!

In meiner Kleidung sah ich tatsächlich wie ein Wohlhabender aus. Das Boot schaukelte immer heftiger, es drang bereits Wasser ein. Ich begriff, dass ich es mit meiner Kleidung nicht schaffen würde, bis ans Ufer zu schwimmen, während dies für die beiden Jungs kein Problem war – sie trugen nur ihre Unterhosen. Und so musste ich ihnen schließlich drei Rubel aushändigen.

Und es gab noch weitere Ausgaben. Der Zeichenlehrer, ein grauhaariger, unverschämter Geck in Anzug und Fliege, brachte uns in der ersten Unterrichtsstunde, Buben im Alter von 14-15 Jahren, bei:

- Eins müsst ihr auch fürs ganze Leben merken: vertraut keinem eure Ehefrau und euer Reißzeug an!

Er zeigte uns ausländische Bleistifte der Marke „Kohinor“ und meinte, dass wir ohne diese Stifte nicht vernünftig zeichnen lernen würden; und deshalb schlug er auch sogleich vor sie zu kaufen. Keiner wagte abzulehnen, und so kaufte auch ich von meinem letzten Geld ein paar Bleistifte.

Die erste Unterrichtswoche war zu Ende, und mein Geld ebenfalls. Ein Stipendium konnte ich erst ab dem 20. des Monats erhalten, aber bis dahin musste ich noch über die Runden kommen. Ich musste zum Kinderheim fahren, dort würden sie mir ganz bestimmt helfen.

Einen Zug, der in die Richtung fuhr, machte ich erst gegen Abend ausfindig. Die Miliz war hinter uns her, und ich sprang im allerletzten Moment auf eines der Trittbretter, als der Zug bereits angefahren war. Anschließend kletterte ich auf das Waggondach. Der Zug schaukelte unterwegs sehr, ich musste mich kräftig am

Lüftungsrohr festhalten. Nachdem wir Druschinino passiert hatten, begann es schnell zu dunkeln. Vom Waggondach aus sah ich die rhythmisch aufleuchtenden Feuer der automatischen Weichenstellung – rot, gelb, grün, dann wieder rot usw. Auf dem Dach liegend und mit Vergnügen diese kleinen Lichtchen betrachtend, erreichte ich am späten Abend das Klenowskojer Ausweichgleis.

Nun mußte ich noch etwa drei Kilometer zu Fuss gehen, so dass ich erst spät in der Nacht im Kinderheim eintraf. Als ich unseren Schlafsaal betrat, sprangen die Kinder aus den Betten und stürzten auf mich zu:

- Robka, sie haben deinen Vater gefunden!

Sie berichteten, dass ein Brief vom Vater angekommen wäre, man hatte ihn im Erzieher-Zimmer gelesen; vielleicht würde er dort auch noch liegen. Natürlich war der Raum für die Erzieher, der im zweiten Stock gelegen war, abgeschlossen. Von der Ecke unseres Gebäudes aus gelangte ich in die zweite Etage (das machten wir häufig so) und kletterte dann durchs Fenster ins Erzieher-Zimmer. Aber dort fand ich nichts, und so machte ich mich, obwohl tiefste Nacht herrschte, zur Wohnung von Stepan Rasumowitsch auf. Er schimpfte nicht, weil es so spät war, sondern zeigte mir gleich einen Brief von irgendeiner Kommandantur. Darin stand, dass der Sonderumsiedler Iwan Dawidowitsch Riedel, wohnhaft in der Stadt Temirtau, Gebiet Karaganda, seine Sohn Robert Iwanowitsch Riedel suche. So sehr freute ich mich darüber gar nicht, aber ich fühlte eine große Erleichterung – mir fielen meine langjährigen Strapazen, meine derzeitige Ruhelosigkeit und die Tatsache ein, dass mich irgendwie kein Mensch brauchte. Und so sagte ich zu Stepan Rasumowitsch:

- Beantworten sie den Brief nicht, ich fahre selber dorthin.

Ich musste zuerst zum Technikum fahren – wegen meiner Papiere. Als der pädagogische Leiter meine Noten sah, wollte er mich dazu überreden, den Unterricht nicht einfach hinzuwerfen, er schlug mir sogar vor, in den Ferien zum Vater zu fahren, zumal die Studenten in der Zeit ja sowieso in der Landwirtschaft mithalfen. Aber nun machte es sich bemerkbar, dass ich hier eine unverdiente Demütigung erfahren hatte, als man mich als 15-jährigen Jungen allein deswegen vor die Tür gesetzt hatte, weil ich nicht so gewesen war, wie sie es sich vorgestellt hatten.

So verließ ich also das Swerdlowsker Technikum für Bergbau und Metallurgie, an dem ich nach Bestehen der Aufnahmeprüfungen nur eine einzige Woche zum Unterricht gegangen war.

19. Nach Kasachstan

Ich bereitete mich auf die Fahrt vor, aber wie ich sie verwirklichen sollte, wusste ich nicht, denn ich besaß dafür kein Geld. Das Kinderheim konnte mir auch nichts geben – hier war ich ja offiziell schon abgemeldet. Einen Ausweg fand Stepan Rasumowitsch – er gab mir ein Stück Papier, welches ich mit einem rückdatierten Datum unterzeichnete. Darin stand, dass ich im August, als ich ins Technikum abgefahren war, nicht einen, wie es tatsächlich der Fall gewesen war, sondern zwei Anzüge erhalten hätte. Den zweiten Anzug nahm er für sich und gab mir dafür Geld. In der Kinderheimküche kochten sie für mich Fleisch, übergossen es mit Fett und füllten es in 1-Liter-Dosen; außerdem buken sie für mich Trockengebäck.

Mit den Fahrkarten war es auch nicht gerade einfach. Dem Leiter des Klenowskojer Ausweich-bahnhofs gelang es, wenn auch mit erheblicher Mühe, einen Platz in einem hier haltenden Zug zu reservieren. Aber es war nicht bekannt, wohin die Fahrkarte ausgestellt werden sollte. Laut Bahnkursbuch und gemäß der Karte, die im Zimmer des Leiters hing, gab es im Gebiet Karaganda keine Stadt namens Temirtau. Der Leiter empfahl daher, erst einmal ein Ticket in das Temirtau zu kaufen, das sich im Gebiet Kemerowo befand.

- Vielleicht haben sie im Brief die Regionen verwechselt, - meinte er.

Aber ich war nicht einverstanden:

- Geben Sie mir eine Fahrkarte nach Karaganda, dann wird mich jede beliebige Miliz aufgrund meiner Kinderheimpapiere schon bei meinem Vater abliefern.

Als der Leiter mir das Ticket aushändigte, sagte er mir noch Bescheid, dass ich auf jeden Fall in Petropawlowsk umsteigen müsste.

Stepan Rasumowitsch begleitete mich zum Ausweichbahnhof. Der Zug näherte sich. Stepan Rasumowitsch half mir und meinem Koffer in den Waggon, und der Zug setzte sich sogleich wieder in Bewegung.

Ich nahm den Platz ein, den der Zugschaffner mir zuwies. An den Fenstern huschten mir bekannte Orte, die waldbewachsenen Berge vorbei. Der Zug nahm Fahrt auf, der Waggon schaukelte leicht, rhythmisch ratterten die Räder. Und erst jetzt fühlte ich, dass dies ein Abschied für immer war, dass ich das Kinderheimleben und alles, was damit verbunden war, Gutes und Schlechtes, endgültig hinter

mir ließ. Und es war nicht bekannt, was mich dort, wohin ich nun fuhr, erwartete.

Bei der Einfahrt nach Swerdlowsk erfuhr ich zufällig, dass der Zug, in dem ich saß, gar nicht über Petropawlowsk fahren sollte – er würde den nördlichen Abzweiger über Tjumen nehmen (der Stationsleiter hatte sich geirrt und mir das Ticket nicht für den Zug ausgestellt). Ich musste also schnellstens aussteigen. Auf dem Bahnhof waren viele Menschen, manche standen stundenlang, manche auch tagelang in den Schlangen vor den Kassen. Aber mir gelang es, noch am selben Tag einen Platz in dem Zug zu bekommen, der über Petropawlowsk fuhr.

Auf dem Bahnhof in Petropawlowsk waren noch viel mehr Menschen. In einer der langen Schlangen lernte ich zwei Burschen kennen, die nach Balchasch fahren wollten. Sie waren älter als ich, und sie sahen ziemlich verdächtig aus, aber das flößte mir keine Furcht ein – ich hatte nichts, was sie mir hätten klauen können, und in Gesellschaft reist es sich schließlich leichter. Wenn einer von uns sich für einige Zeit entfernte (tagsüber zum Essen oder zur Toilette gehen, am Auskunftsschalter etwas erfragen, und nachts, um zu schlafen) dann passten die anderen beiden abwechselnd auf. Erst am nächsten Tag bekamen wir Plätze für den benötigten Zug.

Nach Karaganda fuhren wir ohne besondere Abenteuer und Erlebnisse. Mich beunruhigte lediglich die Frage – gibt es dort, wohin ich fahre, eine Stadt namens Temirtau? Bereits unweit von Karaganda erfuhr ich, dass es eine solche Stadt gab (drei Jahre zuvor hatten sie die Siedlung Samarkandskij so benannt) und dass ich zur Ausweichstelle Solonitschki müsste.

Am späten Abend begab ich mich also zur Ausweichstelle Solonitschki. Mit mir gingen ein junger Bursche und ein paar

größere Familien. Diese dunkelhäutigen, schwarzhaarigen Menschen schienen mir Zigeuner zu sein, aber mein Reisegefährte (er stammte von hier) sagte, dass es sich um Tschetschenen oder Inguschen handele, die während des Krieges aus dem Kaukasus verschleppt worden seien. Bei ihnen war auch ein Anwerber, der sie von irgendwoher nach Temirtau bringen sollte.

An der Ausweichstelle stellte sich heraus, dass die Strecke nach Temirtau erst kürzlich rekonstruiert worden, jedoch noch nicht wieder in Betrieb genommen war, dass aber gelegentlich Güterzüge hier führe, allerdings mit ziemlich niedriger Geschwindigkeit.

Die Nacht verbrachten wir in dem kleinen Stationsgebäude. Am Morgen zeigte der Anwerber stürmische Aktivität, und in aller Eile begaben sich seine Bergbewohner zum Güterzug, der nach Temirtau fahren sollte. Ein großer Teil von ihnen wurde, zusammen mit Frachtgut, im überdachten Waggon untergebracht, die übrigen – auf der offenen Plattform mit Schamottesteinen. Der junge Bursche und ich kamen ebenfalls dort unter.

Hier hörte ich zum ersten Mal (nicht im Radio oder Kino, sondern „live“) den vielstimmigen Gesang der Bergbewohner – und nicht von Künstlern, sondern von einfachen Leuten. Ihrer schöner, trauriger Gesang, der aus dem Nachbarwaggon herüberscholl, entsprach recht treffend meiner eigenen unruhig-aufgeregten Stimmung.

Der Zug fuhr sehr langsam und hielt stets auf freiem Feld. Bis ins lediglich dreißig Kilometer entfernte Temirtau brauchten wir mehrere Stunden.

Zu beiden Seiten lag die trockene Steppe, die sich bis an den Horizont ausdehnte. Bereits bei der Anfahrt auf Temirtau wurde das große Staubecken sichtbar. Wir fuhren an riesigen Gemüseärten

vorbei; auf manchen arbeiteten gefangene Japaner in gelbgrünen Uniformen. Ein paar Baracken tauchten auf, Fabrikgebäude – und dann erreichte der Zug die Endstation. Der kleine Waggon, der anstelle eines Bahnhofsgebäudes aufgestellt war, trug die Aufschrift „Temirtau“.

Ins Zentrum musste man zu Fuß gehen, und ich kam erst bei Tagesende dort an. Nachdem ich einige Passanten nach der Miliz gefragt hatte, kam ich in den alten Teil der Stadt, der aus einer dichten Reihe niedriger Erdhütten bestand. Für mich, der ich in Sibirien und im Ural gelebt hatte, wo in jedem Dorf hohe Holzhäuser stehen, war dies alles ungewohnt, und kam mir in der einsetzenden Dämmerung irgendwie feindselig vor. Außerdem hatte man mich mehrmals in die falsche Richtung geschickt, denn die städtische Miliz war erst zwei Tage zuvor an einen neuen Ort umgezogen, und nicht jeder hatte davon erfahren. Das Milizgebäude betrat ich, als es bereits stockdunkel war.

Der Milizleiter sah sich meine Papiere an und meinte, dass ich zu der und der „Kommandantur“ gehen müsse. Lange erklärte er mir, wie ich sie finden würde und gab mir den Rat, mich zur Orientierung immer an den Schienenverlauf der alten Schmalspurbahn zu halten. In völliger Dunkelheit (es gab keine Beleuchtung) drang ich bis zu diesen Schienen im Bezirk der Erdhütten vor und begriff, dass ich mich tatsächlich an sie halten musste, um mich nicht zu verlaufen. Aber zunächst kehrte ich zur Miliz zurück, um mich dort draußen für die Nacht auf einer Bank niederzulassen; zum Glück herrschte trockenes Wetter. Die Bank stand nicht weit vom Eingang entfernt, und man konnte sehen, wie die Milizangehörigen und ein paar Leute in Zivil ein- und ausgingen. Dann kam der Diensthabende heraus und meinte, dass dies kein Aufenthaltsort sei. Aber ich wusste ja nicht, wohin ich sollte. Offenbar berichteten sie dem Leiter von meiner Anwesenheit, denn der rief mich kurz darauf zu sich ins Kabinett.

Als er erfuhr, dass ich die Kommandantur nicht gefunden hatte, bot er mir an, die Nacht in der Ecke, auf einem leeren Tisch, zu verbringen, der in den neuen Räumlichkeiten der Miliz wohl noch keinen vernünftigen Platz gefunden hatte.

Nachdem er meine Papiere im Safe eingeschlossen hatte, ging er fort; ich legte mich auf den Tisch und schlief darauf bis zum Morgen.

Als der Leiter am nächsten Morgen ankam, war ich bereits wach. Er fragte mich, woher ich käme und wohin ich wollte. Dann führte er ein Telefongespräch, und sofort erschien ein großgewachsener Mann in Militäruniform. Das war Gaburenko, der Kommandant der örtlichen Sonderkommandantur.

- Du bist der Sohn von Iwan Dawidowitsch? Gehen wir, ich bringe dich zu ihm.

Und er brachte mich zur Genossenschaft „Morgenröte“, wo, wie er meinte, mein Vater arbeiten musste. Wir betraten einen großen Hof, in dessen Hintergrund sich eine Wurstfabrik befand. Als wir dort eintraten sagte Gaburenko laut:

- Iwan Dawidowitsch, ich hab‘ dir deinen Sohn gebracht!

Und da sah ich den Vater. Er kam mir viel kleiner vor, sehr hager, mit stark ergrautem Haar. Wir umarmten uns.

Ein paar in der Fabrik arbeitende Frauen traten heran und fragten etwas. Der Vater sah ein wenig verwirrt aus – er hatte auf sein Gesuch eine Antwort aus der Kommandantur erwartet – und nun stand ich selber vor ihm.

Er bat mich zu warten. Die Räucherammer wurde geöffnet und einige hölzerne Stellagen mit fertiger Zervelatwurst herausgerollt. Während sie arbeiteten, betrachteten mich die Frauen mitleidig, seufzten und sprachen miteinander. Schmutzig und zerknittert von der langen Fahrt, sah ich tatsächlich nicht besonders gut aus. Ich setzte mich hin und dachte, dass es schön wäre, wenn auch Mama hier in Temirtau wäre. Aber der Vater sagte nichts; er half beim Hervorrollen der Wurstgestelle. Eine Frau bot mir ein Stange noch heißer Zervelatwurst an. Die Wurst duftete dermaßen appetitlich und ich war so hungrig, dass ich gar nicht bemerkte, wie ich das ganze Stück auf einmal aß. In der Fabrik erinnerte man sich noch lange daran, wie ausgehungert Iwan Dawidowitschs Sohn dorthin gekommen war. Aber ich meine, dass auch ein weniger hungriger Mensch ein frisches Stückchen Zervelatwurst nicht abgelehnt hätte.

Auf dem Weg zu sich nach Hause wollte der Vater irgendwie nicht mit der Sprache heraus, er sagte, dass er schon früher mit Mama Probleme gehabt hätte, dass er nicht wüsste, wo sie jetzt sei, und dass bei ihm inzwischen eine andere Frau lebe. Wir betraten die Wohnung, die er in einem Privathaus genommen hatte, und dort machte er mich mit Tante Marusja bekannt, die nun meine Stiefmutter war.

20. Temirtau – Eisenberg

Die Arbeitslager der Trudarmee wurden erst 1947 geschlossen, zwei Jahre nach Kriegsende, und man stellte den Russland-Deutschen zur Wahl, ob sie an ihren Lagerorten bleiben und ihre Familien zu sich holen oder lieber dorthin zurückkehren wollten, von wo man sie

seinerzeit ausgesiedelt hatte. In der Holzbeschaffung weiterarbeiten – das wollte der Vater nicht, aber er hatte auch niemanden in der Region Krasnojarsk, zu dem er hätte zurückgehen können: Mama, von der er bereits geschieden war, lebte irgendwo in der burjatischen Mongolei, und wo ich mich befand, wusste er nicht. Man erlaubte ihm, nach Kasachstan zu fahren, in die noch junge Stadt Temirtau, in der viele Arbeitshände vonnöten waren.

In der Übersetzung aus dem Kasachischen bedeutet „Temirtau“ - Eisenberg. Die Bezeichnung wurde dadurch gerechtfertigt, dass in der Stadt eine Stahlgießerei in Betrieb war und sich auch der Bau eines großen Metall-Kombinats abzeichnete. Eisenberge gab es dort natürlich nicht, aber es gab Berge, die denen des Ural ähnelten. Den Kindern im Heim schrieb ich damals: „Hier haben wir genau solche Berge, wie bei uns, nur dass sie nicht bewachsen sind“.

Die junge Stadt wuchs schnell – man baute Industrieobjekte, Wohnblocks. In der Stadt befanden sich, wie es stets in der Nähe derartigen Baustellen der Fall war, einige GULAG-Lager, unter anderem eines für japanische Kriegsgefangene, das aber bald geschlossen wurde.

Nachdem der Vater also in Temirtau angekommen und dort bei der Sonderkommandantur registriert worden war, begann er als regulärer Arbeiter tätig zu werden. In der Sonderkommandantur wusste man, dass er über Erfahrungen in der Wurstherstellung verfügte (in den zwanziger Jahren hatte er tatsächlich als Geselle in einer Wurst-Genossenschaft gearbeitet). Man rief ihn zu sich und sagte ihm, dass er hier eine Wurst-Produktionsstätte organisieren sollte. Er machte sich aktiv an die Sache heran, mauerte in einer der Räumlichkeiten der damaligen Genossenschaft „Morgenröte“ einen Räucherofen, wählte Einrichtungs- und Ausrüstungsgegenstände aus, und dann nahm die Wurstfabrik ihren Betrieb auf. Die Wurst, die hier

produziert wurde, war in der ganzen Stadt bekannt – sie schmeckte immer besser, als die angelieferte. Und wenn sich wichtige Veranstaltungen abzeichneten (Partei-Konferenzen, feierliche Zusammenkünfte), wandte sich die Stadtleitung, die meinen Vater als vortrefflichen Meister seines Fachs kannte, an ihn; und dann blieb er mehrere Nächte hindurch in der Fabrik und fertigte Würstdelikatessen für die Büfets der Obrigkeit.

Tante Marusja, meine Stiefmutter, war ebenfalls 1947 hierhergekommen, um sich vor der Hungersnot in der Ukraine zu retten. Sie war eine große, grobe Frau von etwa dreißig Jahren, die beim Sprechen ukrainische und russische Wörter durcheinanderbrachte. Sie arbeitete nicht, kümmerte sich um den Haushalt und die kleine Wirtschaft – sie hielten ein paar Schweine und schafften sich später auch noch eine Kuh an.

Für mich war hier vieles ungewohnt, vor allem in der ersten Zeit. Bis dahin hatte ich in Kinder-Kollektiven gelebt, um mich herum waren meine Kameraden, mit denen ich gemeinsam alle Ereignisse der Kinderzeit durchlebte. Hier ging ich in die Schule, in die achte Klasse, aber meine Klassenkameraden wohnten in einem anderen Teil der Stadt, sie hatten schon alle ihre Freunde, ihre Gesellschaft, während ich der Einzige aus dieser Gegend war. Außerdem waren meine Familienangehörigen, im Unterschied zu den Erzieherinnen im Kinderheim, weit von meinen schulischen Belangen entfernt: vieles, was mich interessierte, worüber ich gern Bücher las oder was ich von den Lehrern erfuhr, war ihnen völlig unverständlich.

Mein Leben wurde ziemlich eintönig. Zur Schule ging ich um die Mittagszeit, zur zweiten Schicht. Morgens ging ich ins Stadtzentrum, um Brot zu holen, wobei ich mich stets in eine lange Schlange einreihen musste. Sobald ich zurückgekehrt war, machte ich mich an meine Hausaufgaben. Einige Lehrbücher besaß ich nicht, für einige

musste ich durch die ganze Stadt laufen, um sie von einem Klassenkameraden zu bekommen.

Die Zeit für die Hausaufgaben reichte oft nicht, aber irgendwie kam ich zurecht und hatte keine Probleme mit meinen schulischen Leistungen. Abends las ich Bücher, die ich aus der Bibliothek des Bauarbeiter-Klubs auslieh, die sich nicht weit von uns entfernt befand.

Mein ganzes Getue mit den Büchern und Schulheften ärgerte und reizte Tante Marusja.

- Ist schon so groß geworden und arbeitet nicht, - meinte sie wiederholt. – Ewig liest er diese Romane (wobei sie das „o“ betonte)!

Aber Vater,, selber ein halber Analphabet, der erst als Erwachsener ein wenig Russisch Schreiben gelernt hatte, war der Meinung, dass ich eine gute Ausbildung haben sollte, und deswegen schenkte er ihrem Geknurre keine weitere Beachtung.

Irgendwie führten sie ein merkwürdiges Familienleben. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen Schrank, den er vor den anderen sorgfältig verschlossen hielt. Vater weihte sie nie in seine Angelegenheiten ein, redete nie über irgendwelche ernsthaften Themen – in ihren Gesprächen ging es immer nur um häusliche Dinge. Wenn der Vater von der Arbeit heimkehrte, dann erzählte sie ihm haarklein, was sie den ganz Tag über alles erledigt hatte, dass ich mitunter schon sagen wollte:

- Und vergessen Sie nur nicht zu erzählen, dass sie den Hocker einmal woanders hingestellt haben!

So vergingen drei Jahre. Ich absolvierte die achte Klasse, dann die neunte und war nun bereits in der zehnten. Aber in diesen Jahren wurde ich mit der Schule N° 1 trotzdem nicht „warm“. Mit meinen Klassenkameraden hegte ich ausgeglichene Beziehungen, aber in der Schule gaben die Schüler aus den, wie wir meinten, „reichen“ Familien den Ton an. Es waren Sprösslinge aus verschiedenen Reihen der „Obrigkeit“. Sie bildeten stets ein Grüppchen und betrachteten, wie mir schien, die anderen ziemlich von oben herab. Sie waren besser gekleidet als wir, einige besaßen sogar Anzüge. Ich litt darunter ganz besonders, denn ich trug Flanell-Pumphosen und eine kurze Jacke aus demselben Material. All diese Söhnchen schienen mir „aufpoliert und geschniegelt“, und ich fühlte mich in ihrer Umgebung äußerst unwohl.

Es ist gut möglich, dass ich alles nur besonders heftig empfand, dass es sich um den Maximalismus eines Heranwachsenden handelte. Wie dem auch sei, aber am Schulleben nahm ich praktisch nicht teil und sah nach dem Unterricht immer zu, dass ich möglichst schnell nach Hause kam.

Aber das Lernen gefiel mir. In vielerlei Hinsicht war dies das Verdienst unserer Lehrer, die auf ganz unterschiedlichen Wegen in diese verlassene Gegend geraten waren. Die intelligente, von Natur aus feinfühligere Nina Nikolajewna leitete bei uns die Literaturstunden. Ihr war es zu verdanken, dass viele von uns sich in Literatur auskannten und sie liebten. Daniel Borisowitsch, ein energischer Koreaner, lehrte uns irgendwie auf seine Weise Mathematik. Einer seiner Methoden war, dass er in einer ganz gewöhnlichen Unterrichtsstunde urplötzlich eine Blitzkontrolle ohne Vergabe von Noten durchführte. So ein „Blitz“ verwandelte sich in einen Wettstreit, wo jeder sich nach Kräften bemühte über den anderen zu triumphieren. Die pädagogische Leiterin, Walentina Aleksandrowna, erteilte so gründlichen Chemie-Unterricht, dass die

Chemie zu meinem Lieblingsfach wurde und ich davon zu träumen begann, einmal selber Chemiker zu werden. Aber am liebsten mochten wir Georgij Awtonomowitsch, den Lehrer für Geschichte und Geographie, ein ehemaliger Frontsoldat mit Narben im Gesicht. Er verhielt sich seinen Schülern gegenüber respektvoll, und seine Stunden waren immer interessant. Mitunter führte er statt einer Befragung eine Art internationale Konferenz durch, um dabei unsere Meinung über die Gründe irgendeines hundert Jahre zurückliegenden Ereignisses herauszufinden. Und es war einfach eine Schande, wenn man da nicht auf dem Laufenden war. Im Unterricht stellte er mit uns gemeinsam Überlegungen an, teilte seine Gedanken mit uns. Und einige davon verblüfften mich wirklich. Er sagte beispielsweise, dass die Massenvertreibung arabischer Muselmänner, vor allem Handwerker, der Beginn des Untergangs des aufblühenden Spaniens waren. Oder – nach dem Ersten Weltkrieg konnte sich die Industrie in Deutschland so rasant entwickeln, weil das Land zerstört war und anschließend nach viel moderneren technologischen Standards wieder aufgebaut wurde.

Jahre später erfuhr ich mit großer Verwunderung, dass er weder Historiker noch Geographielehrer gewesen war, sondern vielmehr – Chemielehrer.

Und Zuhause blieb alles beim Alten. In diesen Jahren kam es mehrmals vor, dass der Vater keine Arbeit hatte (der von ihm organisierte Produktionsbetrieb wurde auf Anordnung der regionalen Behörden geschlossen). In diesen kurzen Zeiträumen schickte Vater mich auf den Markt, um dort irgendetwas von seinen Kleidungsstücken zu verkaufen (einen Mantel, ein Paar Stiefel u.a.). Und außerdem – es gab in diesen Jahren einige Skandale zwischen Vater und Tante Marusja, woraufhin sie dann, zu meiner Freude, vorübergehend zu ihrer Schwester zog, die ebenfalls nach Temirtau gekommen war. Aber zu meinem Bedauern, kam sie auch jedes Mal wieder zurück.

Die tiefgründige Feindseligkeit zwischen mir und meiner Stiefmutter drückten meine Stimmung ständig nieder, und ich konnte die Stunde nicht mehr abwarten, in der ich eines Tages dieses Haus verlassen würde. Ich träumte von einem Studium am Institut, ich wollte weiterlernen.

21. Ich – der Bergmann

Ich beendete die Schule (mit ausschließlich hervorragenden Noten) im Jahre 1951. Auf den Abschlussabend bereiteten wir uns gründlich vor, es fanden sich sogar Gelder für einen festlich gedeckten Tisch – wir lieferten einen ganzen Lastwagen voll Altmetall ab, das wir auf dem Gelände einer Fabrik gesammelt hatten. Der Abschlussabend verlief feierlich und fröhlich, es wurde viel getanzt und gesungen. Besonders einhellig ertönten Straßen- und Studentenlieder.

Meine Klassenkameraden fuhren bald darauf in die verschiedenen Städte, um sich dort an einem Institut, einer Universität einzuschreiben. Unsere schulische Vorbereitung war nicht schlecht gewesen, und fast alle studierten später in Moskau, Nowosibirsk, Nowokusnezsk und anderen Städten.

Nur wir, drei Deutsche, konnten nicht fahren – die Sonderkommandantur ließ uns nicht. Man sagte uns, dass wir im Höchtfall damit rechnen könnten, nach Karaganda oder eine andere Stadt innerhalb der Region Karaganda fahren zu dürfen, und das auch nur dann, wenn das regionale MWD seine Erlaubnis dazu erteile.

In Karaganda gab es nur ein einziges Institut – das medizinische. Ob man es erlauben würde dorthin zu fahren, wussten wir nicht, aber wir hatten auch gar nicht den Wunsch Mediziner zu werden („ein Leben lang im Krankenhaus“). Für uns blieb nur das Technikum, für das auch der Besuch der Siebenklassenschule gereicht hätte – damit sah es so aus, als ob wir die letzten drei Jahre vergeblich gelernt hatten.

Ohne auf den Kommandanten zu hören, schickten wir unsere Dokumente an das außerhalb der Region Karaganda gelegene Bergbau und Metallurgie-Technikum der Stadt Schtschutschinsk (bei der Benennung des Spezialgebiets gefiel uns das Wort „Buntmetalle“ so gut). Unsere Papiere kamen kurze Zeit später mit dem Vermerk zurück, dass wir unsere Reifezeugnisse nicht beigefügt hätten, obwohl diese selbstverständlich im Umschlag mitgeschickt worden waren. Auf diese Weise wurden wir also schlicht und ergreifend abgelehnt.

Wir unternahmen einen zweiten Versuch – wir sandten die Dokumente nach Karaganda ans Bergbau-Technikum. Dort nahm man die Papiere an – offenbar in der Annahme, dass solche wie wir im Schacht arbeiten könnten. Und hier hatten wir Glück – man nahm uns sogleich in den dritten Kurs auf, in eine der gerade erst organisierten „Zehntklässler“-Gruppen (für diejenigen, die mindestens zehn Klassen Schulbildung absolviert hatten). In den Schachtanlagen fehlte es überall an Spezialisten, und in Karaganda selbst sowie auch in der Region hatten sich eine Menge repressierter Jugendlicher angesammelt, denen der Weg ans Institut versperrt war. Die „Zehntklässler“-Gruppen waren auch zu dem Zweck formiert worden, um aus diesen jungen Leuten schnellstens Schacht-Spezialisten auszubilden.

Die Bergbaustadt Karaganda entstand Anfang der 1930er Jahre gleichzeitig mit dem Bau der ersten Kohle-Schachtanlagen. Hier befanden sich die Siedlungen Fjodorowka, Michajlowka,

Tichonowka, Majkuduk, die zu Beginn des Jahrhunderts von Bauern gegründet wurden, die, auf der Suche nach besseren Ackerböden, aus Zentral-Russland gekommen waren. Die Siedlungen befanden sich an der Stadtgrenze und wurden später zu Stadtbezirken. Man brauchte Arbeitshände, und so entstanden die Lager des GULAG, in die man ganze Züge voll „entkulakisierter“ Bauern brachte.

Zur gleichen Zeit wie die Schachtanlagen baute man vor allem auch Baracken und typische Erdhütten. Während des Krieges wurde der Schachtbau stürmisch vorangetrieben, und man trieb viele Menschen hierher, in erster Linie Sonderumsiedler – zuerst Sowjet-Deutsche und dann Kaukasier. Um die Schachtanlagen herum entstanden spontan Bergarbeiter-Siedlungen mit krummen Gassen und schmutzigen Erdhütten. Diese Siedlungen bildeten zusammen mit den zahlreichen Bergwerken und Bebauungen der 1930er Jahre den überwiegenden Teil des damaligen Karaganda – die Alte Stadt.

Abseits der Alten Stadt lag, wie eine Insel in der trockenen Steppe, die Neue Stadt mit ihren geraden Straßen und vielstöckigen Häusern. Bei unserer Ankunft gab es dort etwa 15 Gebäude. Hier befanden sich einige Lehrinrichtungen, unter ihnen auch das Bergbau-Technikum.

Das Bergbau-Technikum in Karaganda galt als eines der besten im Kohlebereich. Es verfügte über hervorragende Hörsäle, nicht schlecht ausgestattete Laboratorien und Lehrwerkstätten. Gelehrt wurde hier von Professoren und Dozenten aus den Reihen deutscher Sonder-Umsiedler und politischer Verbannter. Produktionspraxis erhielten die Studenten in den nahen Schachtanlagen.

In den Schachtanlagen wurden die Absolventen des Technikums bewertet und oft lieber zur Arbeit unter Tage genommen, als die Abgänger eines Instituts aus der Hauptstadt.

Ich wurde Bergbau-Student. Die Gruppe, zu der sie mich hinzurechneten, nannte sich RUM – 51 D, was so viel bedeutete wie – „Abbau von Kohlevorkommen, 1951, Zehntklässler“. In der Gruppe befanden sich ganz unterschiedliche Leute: frisch von der Schule Gekommene (so wie ich), aber auch solche, die schon dreißig Jahre alt waren, also bereits ältere Leute, wie wir meinten, die früher einmal an Instituten studiert hatten. Und ein großer Teil der Gruppe bestand aus deutschen Sonder-Umsiedlern.

An dieser Stelle lohnt es sich zu sagen, dass ein wenig später Igor Loboda zu uns kam – ein gutherziger Bursche, etwas älter als wir. Bis zu dem Zeitpunkt hatte er es, soweit ich mich erinnern kann, geschafft, irgendwo im Fernen Osten in der Armee zu dienen. Nach Abschluss des Technikums arbeitete er unter Tage und kam ums Leben, als er einen Kameraden retten wollte. Eine der Straßen in Karaganda wurde nach ihm benannt.

Das Studentenwohnheim, in dem ich wohnte, befand sich in einem großen dreigeschossigen Gebäude. Es war nicht schlecht ausgestattet, und Sauberkeit und Ordnung wurde dort von speziell eingestelltem Personal gehalten. Das Wohnheim galt als bestes in der Stadt, was sich leicht erklären ließ – das Technikum war in genügendem Maße „reich“, da es aus Mitteln der Kohle-Industrie finanziert wurde.

Unser Zimmer war für sechs Personen gedacht. Außer mir war hier auch ein Student aus unserer Gruppe einquartiert, der einst am Moskauer Literatur-Institut studiert und unlängst seine Verbannung in Sibirien verbüßt hatte, des weiteren zwei Geologen aus dem zweiten Kurs: einer mit einer Augenverletzung, der aus dem Polargebiet stammte, wo er Abenteuer erlebte, die jeweils mit einer Gefängnisstrafe hätten enden können, der andere – ein

hochgewachsener Blondschoopf aus dem Moskauer Umland, ein Jungchen, das sich viel auf irgendwelchen Eisenbahnzügen herumgetrieben hatte. Einmal war er bis nach Wladiwostok gefahren, aber auf dem Rückweg hatte man ihn in Birobidschan (der Hauptstadt des Jüdischen Autonomen Gebiets) festgenommen. Während er davon erzählte, regte er sich auf:

- Du, verstehst du das?! Da sind sogar die Milizangehörigen Juden!

Und dann waren da noch zwei Kasachen aus dem ersten Kurs. Nachdem sie aus den tiefsten Tiefen der Steppe hierhergekommen waren, verschwanden sie in aller Eile wieder – entweder hatten sie ihre Ausbildung hingeworfen oder sie wollten möglicherweise an einem anderen Technikum studieren. Einer von ihnen hatte einmal etwas über „städtische Umgangsformen“ gehört. Nachdem er beispielsweise „Entschuldige!“ gesagt hatte, konnte es gut sein, dass er einen im Weg Stehenden beiseite schubste oder ganz ungeniert irgendwelche Gegenstände nahm, die er gerade gebrauchen konnte – ein Zeicheninstrument zum Beispiel. Wenn die anderen Jungs verärgert waren, wunderte er sich nur:

- Ich hab‘ doch „entschuldige“ gesagt, was muss ich denn noch machen?

Der ältere Bruder des zweiten Erstкурсlers arbeitete bei irgendwelchen „Organen“. Dieser Organ-Mitarbeiter kam mehrfach in voller Offiziersuniform zu uns und bat darum, dem Bruder beim Lernen behilflich zu sein. Aber wir verfügten nicht über die Kraft, diesen Wunsch zu erfüllen – sein Brüderchen war so schwach im Lernen, dass es den Anschein hatte, als wäre er überhaupt noch niemals in der Schule gewesen.

Unser Studentenleben begann. Wir bekamen eine Bergbau-Studenten-Uniform genäht – eine schwarze, kurze Jacke mit „goldenen“ Knöpfen und schwarze Hosen, dazu einen schwarzen Uniformmantel und eine Mütze mit „Hämmerchen“. Wir trugen diese Kleidung mit großem Stolz; sie war für jeden Tag, aber auch für die Sonn- und Feiertage gedacht (wir hatten sonst keine anderen guten Sachen).

An unsere Lehrkräfte erinnere ich mich mit großer Dankbarkeit. Sie verfügten nicht nur über tiefgründiges Wissen und verstanden es, ihr Fach lebendig zu vermitteln, sondern sie lehrten uns auch ihre Umgangsformen und wie man äußerlich einen guten Eindruck macht. Bergbau-Elektrotechnik unterrichtet bei uns ein stattlicher älterer Deutscher. Während der Pausen wollte ich, wie ich es aus der Schule gewohnt war, in das vor ihm liegende Journal mit den Zensuren schauen. Er wandte sich zu mir um und meinte:

- Junger Mann, es ist nicht gut, fremde Aufzeichnungen zu lesen.

Ich wurde verlegen, und da er sagte lächelnd:

- Schon gut, schon gut, euch trifft keine Schuld – schuld ist eure Erziehung.

Viele Studenten hatten, wie man heute sagt, ein Hobby. Manche trieben gern Sport und verschwanden in der Sporthalle, andere spielten stundenlang Schach oder machten im künstlerischen Laienkreis mit, der am Technikum sehr stark entwickelt war. In unserem Unterhaltungsorchester spielten beispielsweise Studenten, die eine musikalische Ausbildung genossen hatten. Im Streichorchester, in dem ich die Domra-Prima (*russische Art der Mandoline; Anm. d. Übers.*) spielte, waren manche Jungs einfach virtuos.

Bevor ich zum Streichorchester kam, versuchte ich das Bajanspiel zu erlernen (im Selbststudium). Ein paar Stücke konnte ich schon, aber weiter kam ich dann irgendwie nicht – meine Finger waren eher für das Spiel auf einer Ziehharmonika gemacht, und um ganz allein umzulernen - das war mir zu schwierig.

Mit dem ersten Stipendium erwarb ich einen einfachen Fotoapparat der Marke „Komsomolze“ und fing an, mich für das Fotografieren zu begeistern. Die Aufnahmen waren nicht sonderlich großformatig (sechs mal sechs, wie wir sagen). Später kaufte ich noch so einen Fotoapparat, und baute aus dem zweiten ein Breitbild-Vergrößerungsgerät. Ich nahm die hintere Abdeckung ab und legte stattdessen einige Schichten selbst hergestellten „matten“ (mit Schmirgelpapier behandelten) Glases darauf. Den Fotoapparat befestigte ich an der trichterförmigen Öffnung eines Fässchens aus Weißblech und führte dann durch seinen Boden eine Schnur mit einer elektrischen Lampe. In der Lehrwerkstatt half man mir eine Konsole aus Wasserleitungsrohren anzufertigen. Mein Vergrößerungssystem stellte eine ziemliche grobe Anfertigung dar, aber es funktionierte – ich konnte nun Positive von beliebigem Format herstellen.

Die Fotos entwickelte ich nachts und klebte sie, um einen Glanzeffekt zu erzielen, noch feucht auf Fensterglas. Am Morgen weckte uns dann das Knacken der von den Scheiben abspringenden Fotografien, die von der Frühsonne endgültig getrocknet worden waren.

Von dem Geld, das ich während des ersten Produktionspraktikums verdiente, kaufte ich eine FED-Kleinbildkamera und ein altes Vergrößerungsgerät. Die Qualität meiner Bilder verbesserte sich, und ich fing sogar an, mir mit der Fotografiererei etwas hinzu zu

verdienen. Man lobte mich als guten Fotografen und kam zu mir, um sich in ganzen Gruppen „knipsen“ zu lassen. Aber mein Geheimnis war simpel – ich gab die schlechteren Fotos nie heraus, sondern sagte, die Bilder seien nichts geworden – und dann wurden die Aufnahmen eben wiederholt.

Im September 1952 hatte ich mein erstes Produktionspraktikum. Ich leistete es im alten „Hauptschacht N° 19“ ab. Wir, zwei Studenten, wurden in eine Brigade von Streckenvortreibern eingegliedert, welche die Hauptstrecke vorbereiten sollten – eine große Arbeit im Bergbau. Ein Teil des Orts führte durch Kohle, ein Teil durch harten Sandstein. Mit Elektrobohrern (sogenannten „Widdern“) bohrten wir Löcher, luden sie mit Sprengstoff und Zündern und lösten dann Explosionen aus. Die gesprengte Gesteinsmasse luden wir mit Schaufeln auf Loren, die dann per Hand zum geneigten Schacht geschoben wurden. Mit Hilfe eines Seils und einer Metallstange, an deren Ende ein Haken angebracht war, der an das Ringelschwänzchen eines Ferkels erinnerte, hängten wir die Loren hinter die ständig laufende „Endlos-Seilbahn“, die sie nach oben zog. Anschließend wurde das Ort befestigt (dazu nahm man u-förmige Rahmen aus dicken Stämmen) und der ganze Zyklus wiederholte sich – Löcher bohren, sprengen, usw.

Für uns Jünglinge, die wir über keinerlei Routine und Fertigkeiten für das Arbeiten im Ort verfügten, war dies Schwerstarbeit – und ganz besonders das Aufladen des Gesteins mit Hilfe von Schaufeln. Wir lenkten unsere Aufmerksamkeit auf das untätig herumstehend Kohleverlade-Fahrzeug (das Ähnlichkeit mit einer der heutigen Schneeräum-Fahrzeuge hatte). Es war nicht so kompliziert, seinen schlechten Betriebszustand zu beheben; uns gelang die Reparatur, und für den Rest der Schicht konnten wir das Gestein dann maschinell aufladen. Während der nächsten beiden Schichten ging das Gerät, das nicht für harten Sandstein geeignet war, erneut kaputt,

aber wir konnten es ein weiteres Mal reparieren und dann auf mechanische Weise weiter verladen. Und so wiederholte sich das noch viele Male.

Später wurden wir, die Studenten, zum Streckenvortrieb des Wassersammelbeckens verlegt – mit geringerer Kohleförderung. Die Technologie für diese Arbeit war die gleiche, aber die Loren wurden hier mit Pferdestärken zum senkrecht verlaufenden Schacht gerollt. Dafür hatten wir ein kleines Pferd zur Verfügung. Wenn gerade keine Loren fortgezogen werden mussten, kaute das Pferdchen ein wenig abseits auf herrlich duftendem Heu herum, gerade so, als ob es sich in einer ländlichen Gegend befände. Einmal pro Woche wurde es über einen schräg nach oben laufenden Schacht ans Tageslicht gebracht. Im Schacht hingen nicht selten geborstene Träger (Holzbalken) herab, gegen die das Pferd gelegentlich stieß. Deswegen trug es einen Bergarbeiter-Helm aus Fiber-Material mit Ausschnitten für die Ohren, der den Kopf des Tieres schützte.

Die Schichten im Schacht dauerten damals jeweils acht Stunden, und wenn man den Ablauf über Tage (Entgegennehmen der Anweisungen, Inempfangnahme und Abgabe der Grubenlampen und Selbstrettungsgeräte, Waschen in der Kaue) sowie den Abstieg zu Fuß nach unten und den noch viel längeren Aufstieg durch den halbzerstörten, schrägen Schacht nach oben mit dazurechnet, dann betrug die Gesamtdauer der Schicht faktisch zehn Stunden und mehr. Aber ich war jung und steckte allem Anschein nach voller Kraft und Energie, denn ich gewöhnte mich an die Tätigkeit im Schacht, ermüdete nicht, und am Ende des Praktikums gefiel es mir sogar ganz gut, als Streckenvortreiber zu arbeiten.

Beim zweiten Praktikum, dem sogenannten Vordiplom-Praktikum, arbeitete ich als stellvertretender Meister im Kirow-Schacht. An der Abbaufont, wo die Kohle gefördert wurde, vertrat ich die

Bergbaumeister an ihren freien Tagen oder versah meinen Dienst in den Reparaturschichten. Für mich gab es hier andere Schwierigkeiten – hier musste während des laufenden Betriebs die Lenkung eines ganz konkreten Arbeitsablaufs erlernen, aber ich machte, besonders am Anfang, auch Fehler. Aber die Brigadiere halfen mir stets, und die erfahrenen Bergarbeiter machten dann alles ganz richtig.

In den karagandinsker Schachtanlagen, die in puncto Gas und Kohlestaub als besonders gefährlich galten, ereigneten sich häufig Methangas-Explosionen, Stolleneinstürze und Brände – und es gab immer menschliche Opfer. Wir wussten das, aber unter Tage denkst du überhaupt nicht an die Gefahren.

22. „Einschränkungen“

Als ich im Kinderheim erfahren hatte, dass irgendeine „Kommandantur“ mich suchte, hatte ich im Klang dieses Wortes etwas Romantisches empfunden. Aus Büchern wusste ich, dass es eine Kriegskommandantur und eine Kreml-Kommandantur gab, bei Puschkin hatte ich von einer Festungskommandantur gelesen. Und so erwartete ich mit großem Interesse die Begegnung mit der „Kommandantur“, die mich ausfindig gemacht hatte.

Der Kommandant, den ich in Temirtau sah, hatte meine Erwartungen nicht enttäuscht – er war ein hochgewachsener, korrekter Angehöriger des MWD. Von welcher Kommandantur er Kommandant war, wusste ich nicht; ich hatte keinerlei Vorstellung von dem, was es mit einer „Sonderkommandantur“ auf sich hat.

Einen Monat nach meiner Ankunft, Anfang November 1948, wurde ich volljährig – ich wurde 16 Jahre alt. Bei der örtlichen Miliz erhielt ich statt eines Passes eine Bescheinigung über meine persönliche Identität – sie musste jedes halbe Jahr erneuert werden. In der Sonderkommandantur wurde ich registriert (zur „Anmeldung“, wie sie das damals nannten), und man sagte mir, dass ich von nun an jeden Monat einmal zum „Anmelden“ dorthin zu kommen hätte.

Für mich kam das alles völlig unerwartet, und nach meinem freien Leben im Kinderheim wurden hier Unterdrückungsmaßnahmen auf mich ausgeübt. Später unterlag das allerdings einem Gewöhnungsprozess (wie auch ein Hund sich an seine Kette gewöhnt), aber der innere Protest gegenüber Ungerechtigkeiten (denn ich hatte mir ja keinerlei Vergehen zuschulden kommen lassen) blieb ein Leben lang in mir wohnen.

Damals in Sibirien, als ich noch keine zehn Jahre alt war, begriff ich bereits, dass unsere Aussiedlung und all unser Elend daher rührten, dass wir der gleichen Nationalität angehörten, wie diejenigen, die gegen uns Krieg führten. Mit zunehmendem Alter verstand ich dann, dass es nicht nur für uns eine schwere Zeit war, sondern für alle – und das alles nur wegen des Krieges. Der Krieg wird zu Ende gehen, dachte ich, und alles wird wieder so wie vor dem Krieg sein. Und jetzt, nachdem bereits drei Jahre seit dem Ende des Krieges vergangen waren, hatte sich für uns offenbar nicht nur nichts geändert, sondern alles war noch viel schlimmer geworden – denn das Regime der Verbannung wurde strenger und strenger gehandhabt. 1945 wurde für die Sonderumsiedler die Sonderkommandantur eingeführt, und im Jahr meiner Ankunft in Temirtau kam ein Ukas heraus, in dem stand, dass diese Verschleppung für immer gültig sei, und dass jeder, der die Grenzen seines Zwangswohnortes verlässt, mit zwanzig Jahren Zwangsarbeit bestraft würde.

Eine weitere Verschärfungsmaßnahme war die Einführung sogenannter „Djesjatidworki“. Ich war Schüler und lernte in der zehnten Klasse, als man anfang mich so zu nennen. Jede Woche musste ich zur Kommandantur gehen, um dort Bericht zu erstatten, ob es vor Ort Verbannte und Sonderumsiedler gäbe, die in unserer Straße wohnten. Dazu musste ich Rundgänge durch die Wohnungen machen, und das war furchtbar unangenehm. Du kommst zu einer Wohnung und schämst dich; die Wohnungsinhaber öffnen die Tür, und als sie mich, das Jungchen, welches sie kontrollieren soll, sehen, verfinstern sich ihre Gesichter. Ich stelle ihnen eine Frage, sie antworten, aber ich fühle – sie können gar nicht abwarten, bis ich endlich wieder gegangen bin. Dann gehst du zum Nächsten, und da wiederholt sich das Ganze dann....

Einmal beorderten sie mich dringend zum Kommandanten, der mich mit lautem Schreien begrüßte und mir drohte, mich ins Gefängnis zu werfen. Aus seinem Geschrei entnahm ich, dass eine junge Deutsche fortgelaufen war, die in unserer Straße wohnte. Immer noch brüllend stand der Kommandant auf, zog sich seinen Mantel an, und wollte mich, wie ich meinte, zum Gefängnis bringen. Wir traten in den Korridor hinaus, wo eine Gruppe Frauen im Sprechzimmer auf den Kommandanten warteten. Ich war verstört und weiß wie eine Wand, und aus meinem Aussehen zogen die Frauen den Schluss, dass ich wohl bestraft werden sollte. Sie umringten den Kommandanten:

- Wo bringen Sie das Jungchen hin? Was hat er denn Schlimmes angestellt?

Ob es nun die Frauen waren, die mir halfen, oder ob der Kommandant mich bloß hatte erschrecken wollen – jedenfalls kehrte er um und ging in sein Kabinett zurück. Die Frauen fragten mich

etwas, aber ich konnte überhaupt nicht antworten und ging mit schleppenden Schritten nach Hause.

Später stellte sich natürlich heraus, dass die „Geflohene“ gar nicht weggelaufen, sondern lediglich ohne Genehmigung zum Markt nach Karaganda gefahren war.

Die Sonderkommandantur besaß große Macht über uns, ihre „Schutzbefohlenen“. Wenn es dem Kommandanten gefiel, konnte er das Leben eines jeden von uns gründlich verderben. Er konnte einem beispielsweise zusätzliche Pflichten auferlegen (wie es bei mir der Fall war), oder die Erlaubnis versagen, die Stadtgrenzen zu verlassen (zur entfernten Heumahd oder auf den Markt), einen zu schweren oder gesundheitsschädlichen Arbeiten fortschicken usw. Und wenn ein Sonderumsiedler an Arbeitsplätzen tätig war, wo ,an etwas mitnehmen konnte, (im Warenlager, im Laden, im Fleischkombinat u.a.), dann übte der Kommandant seine Machtposition durch ständiges „Schröpfen“ aus. Ständig kam er beim Vater in der Wurstfabrik angelaufen und lud sich dort Wurst und Fleisch auf - ohne zu bezahlen. Offenbar hatte man ihm wohl einmal nicht genug gegeben (seine Forderungen ließen sich nicht immer erfüllen), und um seinen Druck auf den Vater zu verstärken, hatte er dann mich, einen Minderjährigen, zum „Djesjatidworka“ ernannt.

Ich war etwas ein halbes Jahr lang als „Djesjatidworka“ in Aktion, bis zu meiner Abfahrt nach Karaganda. Das ganze halbe Jahr lang war ich verpflichtet, mich nicht wie alle anderen einmal im Monat, sondern tatsächlich einmal pro Woche zu „melden“ und mich registrieren zu lassen.

Als ich im August 1951 in Karaganda ankam und mich am Technikum einschrieb, wurden wir in der Neustadt sogleich bei der Sonderkommandantur angemeldet. Das Kommandantenregime war

hier noch grausamer als in Temirtau. Man durfte sich nicht nur nicht über die Stadtgrenzen hinaus entfernen, man durfte nicht einmal andere Stadtbezirke aufsuchen. In den Geschäften konnte man damals kaum etwas kaufen, alles wurde auf dem Sachmarkt erstanden, der sich in einem anderen Rayon befand, in der Altstadt. Man musste also in aller Heimlichkeit zum Markt fahren, und diese „gesetzeswidrigen“ Fahrten konnten erhebliche Unannehmlichkeiten für uns mit sich bringen.

Die Kommandantur war ständig dabei uns zu kontrollieren, und eines Sonntags trafen die Kontrolleure mich und Nikolaj Karius nicht an (wir waren gerade auf dem Sachmarkt). Am nächsten Tag kamen sie extra noch einmal, um uns zu verhören – wo wir gestern gewesen seien? Wir mussten uns aus der Sache herauswinden, uns etwas ausdenken.

Die Stipendien reichten nicht, und viel Studenten fuhren zu ihren Eltern nach Hause, um von dort Lebensmittel zu holen. Für Studenten aus den Reihen der Sonderumsiedler stellten solche Fahrten ein Riesenproblem dar. Die Fahrt nach Temirtau galt als „Fahrt in eine andere Stadt“ (obwohl sich Temirtau nur dreißig Kilometer entfernt befand), und die Erlaubnis dafür musste nicht in der Bezirkskommandantur, sondern bei der regionalen MWD-Behörde eingeholt werden. Wir hatten rechtzeitig Gesuche eingereicht, fast eine Woche im Voraus, aber für gewöhnlich zögerte man die Bewilligung hinaus, so dass ich oft den Zug nicht mehr erreichte. Einen Busverkehr gab es nicht, man musste dann zusehen, dass man von einem Lastwagen, der zufällig in dieselbe Richtung fuhr, mitgenommen wurde. Manchmal fuhren wir auch los, ohne lange auf die Erlaubnis gewartet zu haben, aber ebenfalls per Anhalter (wenn wir in solchen Fällen mit dem Zug gefahren wären, hätten sie uns bei der Kontrolle der Papiere festnehmen können).

Nach Stalins Tod wurde das Sonderkommandantur-Regime etwas lockerer. Wir bekamen richtige Pässe, in denen allerdings ein großer Stempel mit dem Aufdruck „Aufenthalt innerhalb des Gebietes Karaganda gestattet“. Alle nannten diesen Stempel „mit Einschränkung“.

Endgültig wurde die Sonderkommandantur 1956 abgeschafft. Wir erhielten saubere Pässe, ohne den vorherigen Stempel, waren jedoch verpflichtet ein Dokument zu unterschreiben, in dem man uns darüber in Kenntnis setzte, dass wir an den Ort, von dem wir ausgesiedelt worden waren, nicht zurückkehren dürften. Mit anderen Worten: die „Einschränkungen“ (und nicht nur in dieser Hinsicht) blieben; wir waren auch weiterhin Menschen zweiter Klasse.

Nach all dem ist in mir immer ein Gefühl von Hass gegenüber dem Regime geblieben, in dem wir auch noch weitere Jahrzehnte existieren mussten. In der „Tauwetter“-Periode schlug man mir sogar vor, der kommunistischen Partei beizutreten – selbstverständlich wäre das für meine Karriere förderlich gewesen und hätte mir das Leben erleichtert. Aber ich lehnte das Angebot unter verschiedenen Vorwänden ab – ich wusste nur zu gut, was das für eine „Partei“ war.

Und all diese Jahrzehnte habe ich in dem Bemühen gelebt zu beweisen, dass ich kein Mensch zweiter Klasse bin. Und ich hoffe sehr, dass mir das gelungen ist.

23. Naum Korschawin

Als die Gruppe RUM-51D zum ersten Mal zusammentraf, wurde ich auf einen merkwürdigen Burschen in grauem Pullover – von kleinem Wuchs, mit einem riesigen Kopf auf den schmalen Schultern und einer großen Brille in dem weichen Gesicht – aufmerksam. Er bewegte sich irgendwie ungeschickt, und beim schnellen Gehen schlenkerte er unnötig viel mit den Armen. Der Junge war älter als ich (ich war damals achtzehn, er fünfundzwanzig).

Sein wenig repräsentatives Aussehen bildete einen scharfen Kontrast zu seiner klaren, ausdrucksvollen Sprache. Das Erste, was mir durch den Kopf schoss – er ist ein „Schwätzer“, einer jenen redseligen Lagerinsassen (mir waren solche schon begegnet). Er trat auf mich zu, und wir unterhielten uns. Es stellte sich heraus, dass er Moskauer war, ehemaliger Student am Institut für Literatur, und dass er Naum Mandel hieß (heute ist er als Poet Naum Korschawin bekannt). In Moskau war er verhaftet worden, verbrachte einige Zeit im Gefängnis und wurde dann nach Sibirien geschickt. Nach der Verbannung durfte er nicht wieder nach Moskau zurückkehren, so kam er nach Karaganda (irgendwo hier wohnte sein „Onkelchen“, wie er sagte). Außer Verseschreiben konnte er nichts, einen bestimmten Beruf hatte er nicht, und er war ans Bergbau-Technikum gekommen, weil er dort ein Stipendium und einen Wohnheimplatz bekommen hatte.

In Karaganda gab es viele politisch Verbannte, und unter ihnen befand sich auch eine Gruppe junger Leute aus der Hauptstadt, die Naum noch aus der Moskauer Zeit kannten. Es waren Studenten, Journalisten, junge Wissenschaftler. Sie alle lebten in den Erdhütten von Michajlowka, unweit der Neustadt, die bereits damals das kulturelle Zentrum Karagandas darstellte. Als Naum sich im Studentenwohnheim niederließ, zog es die Jugend oft zu uns, und dann blieben sie bis spät in die Nacht in seinem Zimmer.

Als ich sie etwas näher kennenlernte, eröffnete sich mir eine andere, unbekannte Welt. Ich hörte mit Interesse, wie sie über Moskau berichteten, an gemeinsame Bekannte zurückdachten, unter denen sich auch bekannte Leute befanden. Sie sprachen und stritten häufig über Literatur.

Einige ihrer Gewohnheiten kamen mir merkwürdig vor. Obwohl sie erwachsene Menschen waren, nannten sie sich gegenseitig mit kindlichen Vornamen. Naum hieß beispielsweise Emka (vom Vornamen Emmanuel), Aleksander Jesenin-Wolpin – Alik, der Journalist Jurij Mironow- Jurka. Eine junge Frau, deren Mann vor nicht allzu langer Zeit verhaftet worden war, hörte auf den rätselhaften Namen Wawka. Nebenbei gesagt: mich, den Jungen, regte stets ihr Aussehen auf – auch darin lag etwas Rätselhaftes. Hier eine Szene aus unserem Zimmer : schlank, in einem engen schwarzen Kleid, mit feinen Gesichtszügen, sitzt sie ein wenig abseits von den anderen und raucht nachdenklich eine Papirossi, die sie in ihren zarten Fingern hält. Später tauchte bei uns Sajka („Häschen“) auf, eine junge Studentin aus Moskau, die an eine gut gebaute Süd-Kasachin erinnerte. Das war Sarja Wjesolaja, die jüngste Tochter des Schriftstellers Artjom Wjesoly, den man in den 1930er Jahren erschossen hatte.

Ich nannte sie auch bei ihren Kindernamen, aber Naum mit dem Namen Emka anzureden, der eine weibliche Endung hatte, erschien mir blödsinnig. Auch in den nachfolgenden Jahren nannten seine Moskauer Freunde ihn weiter Emka, aber für mich blieb er immer Naum – in gewisser Weise zur Erinnerung an unsere gemeinsame karagandinsker Jugend.

Mitunter kam Alik Jesenin-Wolpin (der Sohn Sergej Jesenins) zu uns. Ein magerer junger Mann mit hellem Haar, der etwas kränklich wirkte und seinem Vater überhaupt nicht ähnlich war. Ungeachtet

seiner Jugend, war er bereits angehender Doktor der Wissenschaften (in irgendeinem unverständlichen Bereich der Mathematik). Nachdem ich das erfahren hatte, quälte ich ihn ebenfalls mit „unverständlichen“ Fragen – was es beispielsweise mit der Relativitätstheorie auf sich habe oder was man eigentlich unter der vierten Dimension verstehe.

Im Herbst 1951 feierten wir im örtlichen Restaurant Naums Geburtstag. Wir waren ein paar Studenten, und Alik war auch mit dabei. Nachdem er seinen Zimljansker Wein getrunken hatte, veränderte er sich, sein Gesicht fing an frischer auszusehen und seine Ähnlichkeit mit Sergej Jesenin wurde spürbar. Wir begleiteten ihn alle nach Hause, und in der Dunkelheit Michajlowkas zitierte er uns seine Verse (irgendwas über ein einsames Schiff auf dem tosenden Meer).

Naum und ich sahen uns häufig, und das nicht nur, weil wir auf einem Zimmer lebten und in ein- und derselben Gruppe studierten. Ich war gern mit ihm zusammen, denn er war älter als ich und kannte das Leben. Und außerdem war er Literat und Poet und überhaupt – ein kluger, ungewöhnlicher Mensch. In unseren Gesprächen streiften wir die unterschiedlichsten Themen, darunter auch manches Ernsthafte. Initiator solcher Themen war meist Naum, und er war, wenn man das so ausdrücken kann, auch der Hauptvortragende. Und es ist auch verständlich, weshalb das so war – er musste seine Gedanken mit den anderen teilen, denn er war aus dem literarischen Milieu herausgerissen worden, von den Lesern isoliert (sein erster Sammelband kam erst zehn Jahre später heraus).

Literatur hatte ich lediglich im Rahmen und Umfang des Schulunterrichts kennengelernt, und von Naum erfuhr ich vieles, wovon ich früher keine Vorstellung gehabt hatte. Wenn er über Literatur sprach, dann gab es für ihn keine Autoritäten, und zu allem

hatte er seine eigene, von niemandem abhängige Meinung. Er konnte zum Beispiel offen sagen, dass einige Gedichte Nekrasows noch nicht den richtigen Schliff hätten, oder sich missbilligend über einen modernen Dichter äußern. Er erzählte von Begegnungen mit bekannten Poeten und Schriftstellern. Von irgendwoher hatte er den Sammelband mit Gedichten Sergej Jesenins mitgebracht, der bereits in den 1920er Jahren herausgekommen war, und zahlreiche Jeseninsche Gedichte las ich damals zum ersten Mal. Ich besaß einen zweibändigen Majakowskij, den ich schon zu Schulseiten geliebt hatte, und ein Bändchen von Blok. Die Verse dieser und anderer Poeten erklangen häufig in unserem Zimmer. Er zitierte mir seine Gedichte der vergangenen Jahre, zeigte mir neu geschriebene.

In unseren Unterredungen ließen wir auch die Politik nicht aus. Über das Sowjet-Regime, den Unsinn, den es im Gebiet Karaganda angerichtet hatte, sprach Naum mit solcher Entrüstung, dass ich ihn beruhigen musste, besonders dann, wenn Fremde in der Nähe waren. Er bewertete Erscheinungen wie die Massenrepressionen, den Kampf gegen den Kosmopolitismus, die „Ärztessache“, was nach dem Tode Stalins vollständige Bestätigung fand.

Wie alle anderen Studenten auch, gerieten wir auch in verschiedene Geschichten hinein. Im Korridor des Wohnheims trafen wir einmal einen Studenten aus unsrem Zimmer, der irgendwo kräftig einen über den Durst getrunken hatte und sich kaum auf den Beinen halten konnte. Mit Müh und Not schleppten wir ihn ins Zimmer. Wir bemerkten nicht, dass uns der neu ernannte Komsomolzen-Organisator des Technikums dabei beobachtet hatte. Aufgrund seiner Meldung erging am nächsten Tag der Befehl, uns Dreien einen Tadel zu erteilen – „wegen Trunkenheit“, wie es so schön heißt. Bei einem solchen Tadel verschlechterten sich die Noten für das Benehmen und die Stipendien wurden entzogen. Für uns – und ganz besonders für Naum – war das eine Katastrophe; andere Existenzmittel besaß er

nicht. Der Direktor des Technikums, der wusste, dass Naum ein Moskauer Poet war, zeigte ihm gegenüber Respekt und konnte bei diesem Missverständnis schnell Klarheit schaffen. Die Stipendien wurden uns nicht entzogen, aber der Tadel „wegen Trunkenheit“ blieb stehen – zur Abschreckung für die vierzehnjährigen Erstsemester, die, nachdem sie das erste Stipendium erhalten hatten, häufig in irgendwelche Trinkereien gerieten.

Das erste Produktionspraktikum absolvierte Naum in einer der Schachtanlagen. Er war Brigadeleiter für Belüftungsangelegenheiten – er kontrollierte die Arbeit der Gasmesser, welche den Methangehalt der Stollenluft anhand der Flammenlänge mit einer speziellen Kerosinlampe ermittelten, und achtete auf die Einhaltung der Sicherheitsvorschriften. Naum sagte, dass die Leute im Schacht die Vorschriften nicht sehr genau nähmen und der Schacht, wenn das so weiter ging, mit Sicherheit irgendwann in die Luft fliegen würde. Und tatsächlich – einige Monate später gab es dort eine Methangas-Explosion, Menschen kamen ums Leben.

Mit der Zeit wurde Naum bekannt, die örtliche Zeitung begann mit der Veröffentlichung seiner Gedichte. Jedes Erscheinen war für uns ein Ereignis, das wir auf Studentenart feierten.

Das Lernen fiel ihm schwerer als mir – ich war ja praktisch frisch von der Schule gekommen. Und auch von seiner ganzen Natur her war er ein echter Humanitarier, weit entfernten von allen technischen Weisheiten.

Wie dem auch sei, Naum absolvierte das Technikum. Eine Zeit lang arbeitete er bei der karagandinsker Zeitung, dann fuhr er ins Moskauer Gebiet und lebte später in Moskau. Anfang der 1970er Jahre begann man ihn zu unterdrücken und zu verfolgen, bis er sich gezwungen sah, in die USA auszureisen.

Nach dem Technikum begegneten wir uns von Fall zu Fall noch. Aber unsere freundschaftliche Verbindung, die in den Studentenjahren entstanden war, brach nie ab.

24. Der heiße Sommer des Jahres 1953

Wenn man dem bekannten Film „Der kalte Sommer des Jahres 1953“ Glauben schenken darf, dann war der Sommer auf der Kolyma kalt, aber in Karaganda war er in jenem Jahr trocken und heiß. Ich absolvierte mein Vordiplom-Praktikum im Kirow-Schacht. Als ich einmal nach der Nachtschicht aus dem Schacht auffuhr, musste ich daran denken, dass ich Mamas letzten Brief noch nicht beantwortet hatte. Ich musste ihr noch einmal schreiben, dass ich sie nach Beendigung des Technikums und nachdem ich eine Arbeit gefunden hatte, zu mir holen würde.

Der Briefwechsel zwischen uns begann irgendwann im Januar dieses Jahres. Sie hatte meine Adresse ausfindig gemacht und mir einen langen, wie zu einer Ziehharmonika vielfach gefalteten Brief geschickt. Sie beschrieb darin, was in den vergangenen zehn Jahren alles mit ihr geschehen sei. Anfang 1943, nach der Mobilisierung in die Trudarmee, hatte man sie, zusammen mit anderen Frauen, in die burjatische Mongolei gebracht. Sie hatte in der Holzfällerei gearbeitet und anschließend auf einer Schweinefarm. In den letzten Jahren war sie in Ulan-Ude angesiedelt und arbeitete dort in einem Kindergarten. In ihrem Brief stellte sie mir viele Fragen - auch nach dem Vater.

Ich antwortete ihr, erzählte von meinen Abenteuern, teilte mit, dass ich am Technikum studierte und danach in einem Bergwerk arbeiten würde. Ich schrieb, dass ich auch über den Vater Bescheid wüsste. Von ihr kamen häufig Briefe, ich antwortete. Wir schmiedeten Pläne, wie sie zu mir kommen sollte und wie wir gemeinsam leben würden.

.... Als ich also nun aus dem Schacht wieder ans Tageslicht kam, gab ich das Selstrettungserät (Atenschutzgerät) und die Grubenlampe ab, wusch mich in der Kaue, zog mich um und fuhr mit der Straßenbahn zum Studenten-Wohnheim. Dort hielt mich die Diensthabende an:

- Robert, deine Mama hat dich angerufen. Sie wartet auf dem Bahnhof in der Altstadt.

Zweifelfnd sah ich sie an – sie musste sich geirrt haben, ich wollte Mama doch erst noch in die burjatische Mongolei schreiben.

Zum Bahnhof fuhr ich natürlich, obwohl ich immer noch nicht glauben mochte, dass Mama tatsächlich schon da war. Die Straßenbahn war lange bis zur Altstadt unterwegs, danach musste ich zu Fuß weiter. Es war bereits Mittag, als ich das alte Bahnhofsgebäude betrat. In der entferntesten Ecke der leeren, halbdunklen Halle saß einsam und verlassen eine kleine, völlig ergraute Frau. Ich wusste sofort – das war Mama. Weinend stürzte sie auf mich zu, und wir umarmten uns...

Man kann sich wohl vorstellen, was sie durchgemacht haben muss – zehn Jahre hatten wir uns nicht gesehen, als zehnjähriges Jungchen hatte sie mich zurücklassen müssen, und nun war ich bereits Erwachsen, fast 21 Jahre alt. Ich war von diesem Wiedersehen ebenfalls zutiefst erschüttert.

Nach einigen Minuten fragte ich sie, wo ihre Sachen wären. Unaufhörlich weinend, erwiderte sie, dass sie keine Sachen hätte – alles wäre verloren gegangen. Nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte, meinte sie, dass ihr unterwegs alles Mögliche zugestoßen sei und sie es später erzählen würde.

Vorerst wollte sie bei, wie sie sagte, guten Menschen unterkommen, die sie im Zug kennengelernt hätte.

Wir begaben uns dorthin. Die Hauswirte waren ein älteres Ehepaar von etwa sechzig Jahren. Außerdem wohnte bei ihnen noch ein behinderter Sohn, ungefähr vierzig Jahre alt, mit einem Fuß, der von Geburt an verstümmelt war. Dort begegnete ich auch Mamas Begleiter, der mit ihr gefahren war – ein fahl aussehender Mann in einer verblichenen Soldatenuniform. Aus irgendeinem Grund lächelte er die ganze Zeit schuldbewusst.

Nachdem ich ins Studentenwohnheim zurückgekehrt war, dachte ich über das Geschehene nach. In ein paar Tagen musste ich Mama von den netten Leuten, die ihr Unterkunft gewährten, fortbringen; dafür galt es nun eine Wohnung zu suchen, aber ich hatte kein Geld (den Lohn für meine Arbeit im Stollen würde ich erst in zwei Wochen erhalten). Und wovon sie leben sollte, während ich noch studierte, wusste ich auch nicht.

Mit diesen Problemen fuhr ich zum Vater. Der meinte sofort, dass er mit Mama auf keinen Fall zusammenleben wolle, es gäbe zu viele Dinge, über die sie sich nur ein Leben lang gegenseitig Vorwürfe machen würden. Er gab mir Geld für eine Wohnung und dann ging ich fort.

Aber Mama brauchte gar keine Wohnung – in den ersten Tagen fand sie bereits eine Arbeitsstelle. Sie fing an als Kindergärtnerin im

Kindergarten zu arbeiten, und dort wies man ihr auch ein Eckchen zum Wohnen zu. Der Kindergarten befand sich unweit von unserem Wohnheim, so dass wir uns häufig sehen konnten.

Irgendwie fragte ich sie, weshalb sie gekommen wäre, bevor ich das Technikum absolviert und selber eine Arbeit gefunden hätte.

- Wenn ich nicht gekommen wäre, wärest du an eines der Bergwerke in der burjatischen Mongolei geraten, wo die Menschen schnell sterben.

Und tatsächlich war es so, dass es in der burjatischen Mongolei zahlreiche Minen gab, in denen Erze von seltenen Buntmetallen und andere Bodenschätze gefördert wurden (Blei, Zink, Molybdän usw.). Die Schutzvorrichtungen waren mangelhaft, der schädliche Erzstaub vergiftete die Menschen schnell. Man sagte, dass ein Mensch nicht einmal ein Jahr im Bleibergwerk überlebte. In diesen Bergwerken arbeiteten Häftlinge und deutsche Trudarmisten, und als die Arbeitsarmee liquidiert wurde, fing man an Sonderumsiedler dorthin zu schicken.

Als sie in der Sonderkommandantur erfuhren, dass ihr Sohn bald das Bergbau-Technikum absolvieren würde, hatten sie zu Mama gesagt, dass es in den örtlichen Minen an Spezialisten fehle und dass man ihren Sohn in der burjatischen Mongolei sehr gut gebrauchen könne. Der schlechte Ruf dieser Bergwerke war allgemein bekannt, und um mich davor zu bewahren, hatte sie mit allen Mitteln erreicht, dass man sie nach Karaganda umziehen ließ, bevor mein Studium zu Ende war.

Bis Karaganda hatte sie mit dem Zug fahren müssen – eine Woche bis Petropawlowsk, dort umsteigen,, und noch einmal vierundzwanzig Stunden bis nach Karaganda.

Mit irgendeinem politischen Ziel gab es 1953 eine Massenamnestie für Kriminelle. Darüber wurde viel geschrieben, geblieben sind die Erinnerungen von Augenzeugen (darum ging es auch in dem weiter oben erwähnten Film „Der kalte Sommer des Jahres 1953“).

Überall im Land fuhren nun die Diebe und Mörder umher und beraubten und töteten praktisch ungestraft Menschen. In dem von Lagern umgebenen Karaganda merkten wir das sogleich ganz deutlich. In der Stadt war es auch vorher schon unruhig zugegangen, aber nun häuften sich plötzlich Raubüberfälle, Morde und böswilliges Rowdytum. Man sagte sogar, dass in der Stadt eine Bande namens „Schwarze Katze“ wütete.

So eine Zeit war das also, als Mama mit ihrem Wachbegleiter in den durchfahrenden Zug „Chabarowsk – Moskau“ einstieg.

In den Zügen, die Richtung Moskau fuhren, hatte es auch zu normalen Zeiten genügend Kriminelle gegeben, die nach dem Absitzen ihrer Strafe in Lagern des Fernen Ostens, in Magadan oder auf der Kolyma zurückkehrten. Und dann plötzlich diese Massenamnestie... Mama kannte die Verbrecherwelt (in der Trudarmee hatte sie mit gefangenen Kriminellen zusammenarbeiten müssen); deswegen stellte sie sehr schnell fest, dass im Zug eine Bande mitfuhr. Während der langen Fahrt gab es zahlreiche Diebstähle, Menschen verschwanden. Aus ihrem Waggon verschwand ein junger Pilot, und kurz darauf stolzierte eines der Bandenmitglieder in der Pilotenuniform umher. Mama bemerkte das und war auf der Hut.

Die Banditen hefteten sich an Mamas Begleitsoldaten, versuchten auszukundschaften, ob er nicht vielleicht zum Wachpersonal gehörte. Der schwor zu Gott, dass er lediglich ein demobilisierter Soldat sei

und auf dem Heimweg sei (seine Schulterstücke hatte er in den Stiefeln verborgen).

Mama mochte sich gern etwas farbenfroher anziehen und lief deswegen im Waggon in einem seidenen Morgenrock herum. Die Banditen hatten, in der Meinung sie sei reich, schon lange ein Auge auf sie geworfen. Nach allem zu urteilen waren sie Kriminelle höchster Klasse, denn trotz aller Wachsamkeit gelang es ihnen in der Nacht, vor der Ankunft in Petropawlowsk, ihren Koffer zu rauben. Darin befanden sich alle Sachen von Mama, ihre Dokumente und das gesamte Geld. Mama berichtete, dass ihr Begleiter nicht geschlafen, sondern alles gesehen hätte, aber vor lauter Angst hätte er geschwiegen.

In Petropawlowsk begab Mama sich sogleich zur Miliz und zeigte ihr Unglück an. Sie sagte, dass im Zug eine Bande ihr Unwesen getrieben und sie bestohlen hätte. In ihrer Anzeige zählte sie alles auf, was man ihr geraubt hatte und gab auch eine genaue Beschreibung der Bandenmitglieder.

Danach trat sie auf die Straße hinaus und setzte sich am Eingang der Miliz auf eine Bank. Nebenan befand sich das städtische Badehaus, und Mama bemerkte einen Mann und eine Frau, die mit Koffern hinein gingen. Sie erkannte sie sofort – das waren zwei aus der Diebesbande. Mama eilte zum Diensthabenden:

- Nehmen Sie die beiden dort fest, das sind die Banditen!

Im Koffer der Frau fand sich Mamas Unterwäsche; beide Personen wurden verhaftet.

Es begannen lange Verhöre, Gegenüberstellungen, bei denen Mama anwesend sein musste. Innerhalb einer Woche war die ganze Bande

aufgegriffen. Die Banditen wussten, dass Mama der Grund für ihr Fiasko war, und schworen immer wieder sich an ihr zu rächen. Mama fürchtete ihre Rache bis zu ihrem Tode.

Obwohl die Banditen gefasst wurden, fand man nur wenige von Mamas Sachen – etwas Wäsche, ein Teil der Dokumente und Obligationen, die nichts wert waren. Mama litt besonders darunter, dass der Anzug und die Armbanduhr verloren gegangen waren, die sie mir als Geschenk hatte mitbringen wollen.

In Petropawlowsk arbeitete sie zwei Wochen. Während der gesamten Zeit wurde sie immer wieder zur Identifizierung von Banditen herangezogen, die gewöhnlich in der Nacht verhört wurden. Sie befand sich am Ende ihrer Kraft, als man sie unter Wachbegleitung nach Karaganda schickte. Einen Tag später traf sie dort schließlich, ohne Geld und Sachen, ein – „zur Wiedervereinigung mit dem Sohn“, wie es offiziell geschrieben stand.

Nachdem ich das Praktikum beendet hatte, schrieb ich meine Diplomarbeit, und nachdem ich sie verteidigt hatte, händigte man mir feierlich das allererste Diplom meines Lebens aus – das Diplom eines Technikers für die Förderung von Kohlevorkommen. Das geschah im November 1953.

Ich begann zu arbeiten – ich sprengte Kohle und Berggestein in karagandinsker Schachtanlagen. Bei einer Arbeit, welche von Pionieren geleistet wird, darf man sich nur ein einziges Mal irren ...

Vor mir lag ein nicht einfaches Erwachsenenleben

Was dann geschah

In den Bergwerken wurde in Schichten gearbeitet, und um abends lernen zu können, wechselte ich zum Projektinstitut „Karagandinsker Staatliches Institut für Projektierung“. 1961 beendete ich (mit Auszeichnung) die Abendkurse am Bergbau-Institut, 1971 verteidigte ich in Moskau meine Doktorarbeit.

Am Projektinstitut war ich beinahe 40 Jahre tätig. Ich begann dort als kleiner Techniker und war zum Schluss Vize-Präsident einer Projektierungsfirma. Nach den von uns erarbeiteten Plänen wurde der größte Kohlentagebau Kasachstans und Mittel-Asiens geschaffen. Solche, wie beispielsweise der Tagebau „Bogatyř“, der mehr Steinkohle förderte, als sämtliche Schachtanlagen Karagandas zusammen.

Einige Jahre unterrichtete ich an der Bergbau-Fakultät des Instituts als Dozent.

Mit dem Herannahen der Perestrojka ergab sich die Möglichkeit, mit ausländischen Firmenzusammenzuarbeiten – ich war mehrfach in Deutschland, den USA, Australien und Japan.

Meine Arbeit in der Kohleindustrie wurde in gewissem Maße auch offiziell geschätzt – ich bin Inhaber des Abzeichens zum Ruhme des Bergmanns, ich besitze staatliche Auszeichnungen, bin

Ehrenmitarbeiter der Kohleindustrie und seit 1988 Laureat der Staatsprämie der UdSSR.

Ich habe früh geheiratet, im Alter von 22 Jahren. Meine Frau heißt Taisija Konstantinowna, geborene Skrjabina; wir leben nun schon über fünfzig Jahre zusammen. Wir haben eine Tochter und einen Sohn und inzwischen auch schon drei Enkelinnen.

Vor der Tür steht das Jahr 2007. In diesem Jahr werde ich 75 Jahre alt, ein guter Anlass, um Bilanz zu ziehen. Und ich kann sagen, dass ich, trotz der schwierigen Kindheit und der viele Jahre dauernden „Einschränkungen“, mit meinem Leben zufrieden bin. Ich konnte eine ordentliche Ausbildung erhalten, habe mich mit interessanten und für Menschen wichtigen Dingen befasst, und ich habe eine wunderbare Familie.

Was braucht der Mensch mehr?

Im Februar 2006 machte ich im Internet zwei meiner ehemaligen Klassenkameraden ausfindig. 1951 hatten wir gemeinsam die Zehnklassen-Schule abgeschlossen, sie waren zum Studium an ein Institut gegangen, aber mich hatte die Sonderkommandantur nicht zugelassen. Seit der Zeit hatte ich ihre Spuren verloren.

Als ich mich dann telefonisch mit einem von ihnen, der bei uns stets der beste Schüler gewesen war, in Verbindung setzte, erzählte jeder von uns, was er all die Jahre gemacht, wie er gelebt hatte, und er meinte:

- All diese Schwierigkeiten und Einschränkungen stellten für dich einen ständigen Umgebungswiderstand dar. Indem du diesen „Widerstand“ ununterbrochen bekämpft hast, konntest du auch etwas erreichen.

Vielleicht ist das tatsächlich so ...

Anhang



Im Kindergarten (1938). Ich bin das 5. Kind von links.



Im Kinderheim (1947). Den Bajan nahm ich wegen der «Solidität», aber spielen tat ich auf der Chromka.



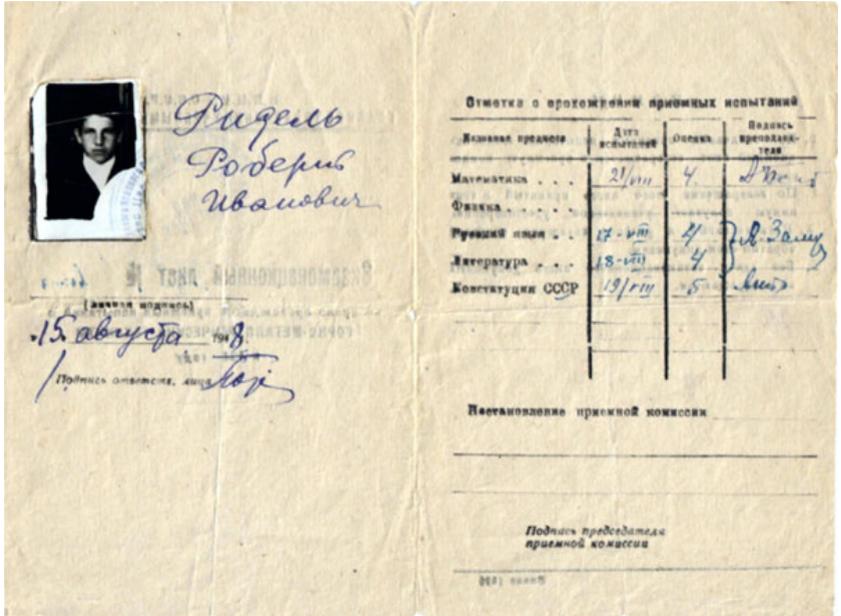
Im Kinderheim (1947). Mit Wolodja Uljanow
und Krankenschwester Nadjeschda Stepanowa.



Von links nach rechts – Direktor des Kinderheims in Klenowskoje -Stepan Rasumowitsch Beloborodow, Robert Riedel, Wanja Meschnjakow, Valerij Galin (1948).



Dieses «Dokument» eines Kinderheimbewohners hatte ich auf allen Fahrten dabei.



Prüfungsbescheinigung beim Eintritt ins Swerdlowsker Technikum für Bergbau- und Metallurgie, aus dem ich sogleich wieder fortgejagt wurde, weil ich Deutscher bin.

Aus einem Brief, den man mir aus dem Kinderheim in Klenowskoje nach Kasachstan schickte (1948).

Привет из дет-дом.
9/8-48 года.

Здравствуй дорогой наш товарищ и друг Роберт!

Прими от нас, то есть, от группы старших палатников, палатников, гистосердечников и дружеский привет!

Мы очень получили твое письмо и боишься очень довольны, тем, что ты держал свои слова.

Мы читали твое письмо все вместе и решили написать тебе вместе. Мы ведь с тобой, это как бывает у нас.

Вот вот такие новости:

Первая - это "плохая" с нашей стороны. Верно Меттлюво не пришла обратно в дет-дом, а с собой

«Grüße aus dem Kinderheim. 09.10.48.

Guten Tag, unser lieber Genosse und Freund Robert!

Nimm von uns, das heißt von der Gruppe der älteren Jungs, die glühendsten, aufrichtigsten und freundschaftlichsten Grüße entgegen!

Gestern haben wir Deinen Brief erhalten und waren sehr zufrieden damit, dass Du Wort gehalten hast.

Wir haben Deinen Brief alle zusammen gelesen und beschlossen, Dir ebenfalls gemeinsam zu schreiben.

Unser Leben verläuft wie immer, Du weißt ja, wie es hier bei uns zugeht. Aber es gibt Neuigkeiten:

Die erste – ist «schlecht» aus unserer Sicht: Sie haben Wanja Meschnjakow nicht wieder ins Kinderheim aufgenommen, und er selber wollte nicht dorthin gehen. Wohin, das weißt Du ja selber. Man weiß nicht, wohin er gegangen ist.

Die zweite Neuigkeit – ist belanglos: Schurka Schabaldin wurde ins Kinderheim aufgenommen...»

Aus einem Brief, den man mir 1949 aus dem
Kinderheim in Klenowskoje nach Kasachstan
schickte.

(Geschrieben von Viktor Anisimow)

Пишу письмо № 49.
Здравствуй наш бывший воспитанник Ридель Роберт. Как ты уживаешься и как работаешь. А мои живёшь хорошо. Как ты провёл каникулы, а мои и елку. Ридель Степан Ризмович уволился, а заместо его Александра Алексеевича Кабачкина. Менделеев Ваня в ремесленное вёл. Ридель ты знаешь о том что отпробован ³ раз в г. Сисертин.
Ридель тебе вся старинная группа мальчиков передала привет.
Тютяк, Паников, Локтик, Анисимов, Анишайтов, Тасилин, Лытмай, Катков и т.д. Захаров вымыл глаз, и светит экраном.
Токоя госпиталие желаю тебе вся наша группа успехов в уч. и т.

«Ich schreibe den Brief am 14.11.49.

Guten Tag, unser ehemaliger Zögling Robert Riedel. Wie geht es mit dem Lernen und was arbeitest Du? Wir leben wie immer. Wie hast Du die Ferien und die Neujahrsfeier verbracht? Riedel, Stepan Rasumowitsch hat seinen Dienst quittiert, und an seiner Stelle sitzt nun Aleksandra Aleksejewna Kobekina. Wanja Meschnjakow ist in der Gewerbeschule N° 1. Riedel, weißt Du davon, dass sie drei Jungs in die Stadt Sysert geschickt haben?

Riedel, die ganze alte Jungengruppe lässt Dich grüßen - Tschistjak, Tankist, Popik, Anisimow, Aschichmatow, Galin, Lytaj, Fatkejew usw. Sacharow hat eins auf die Augen bekommen, und nun leuchtet dort ein Veilchen. Einstweilen auf Wiedersehen. Unsere ganze Gruppe wünscht Dir Erfolg beim Studium und bei der Arbeit.»

3. Aus dem Brief einer Mitarbeiterin des
Kinderheims in Klenowskoje.
1949.

Здравствуй родичка!
ураму, уривам ои јустиа мочи, и
догда силене, тако не им сам
гоме илне киде и уривам
не позем на мистал, а з исе
интересуют ибона иибона и мизин
Как гудам мивен родери и рад
идеи со мизин, рода мизин оне
интересует и им не камиде оден
Как уривам и на мизин, но зидеи
| мизин интересует как им гудам
и како бина вивера уидеи со
свои мизин как оне мизин виве-
иним, родери уне ново
в гет гоме много тупетинор
Кови мизин знаем Ковина
но гудам А. А. оне
свои мизин раз бина в гет гоме

«Guten Tag, Robonka!

Nimm die Grüße von Tante Tosja und Onkel Stjopa entgegen. Was ist mit Dir, dass Du nicht einmal Tante Tosja Deine Grüße schreiben willst, und ich möchte doch so gern Briefe von Dir erhalten, denn ich interessiere mich für Dein Leben und dafür, wie es Robert geht und was er macht. Roba, du hast mir doch versprochen zu schreiben, sobald Du angekommen bist, aber Du hast es wohl vergessen. Ich möchte sehr gern erfahren, wie Du dort angekommen bist und wie Deine Begegnung mit Deinem Papa verlaufen ist und wie man Dich aufgenommen hat. Robert, bei uns im Kinderheim gibt es viel Neues. Wir haben eine neue Direktorin, Du kennst sie – sie heißt A.A. Kobekina. Sie war so viele Male im Kinderheim...»



In der neuen Bergmanns- «Uniform».
Karagandinsker Bergbau-Technikum.
(1951).



Im Auditorium (1952).



Mit einem anderen Kursteilnehmer gerade aus dem Schacht
aufgefahren (1952).



Student des Bergbau-Technikums
Naum Mandel (Naum Korschawin) – 1953.



Morgen ist Examen (1952). Ich – in der Mitte, Naum – rechts außen. Von fünf Studenten des Technikums sind drei Sonderumsiedler und einer – hat als Verbannter gelebt.



Unsere Gruppe RUM-51D im Fjodorowsker Kohle- Tagebau
(Karaganda, 1953).
Ich befinde mich ganz oben.



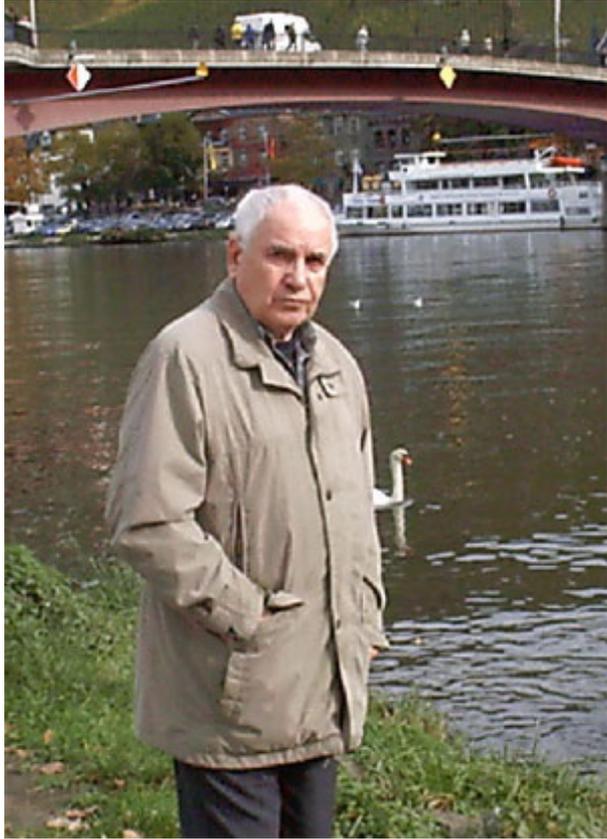
Unsere Familie (Karaganda, 1992)



Projektorganisation «Karagandagiproschacht»,
wo ich von 1954 bis 1996 arbeitete.



Mein Arbeitszimmer von 1983 bis 1995
(Stellvertretender Direktor für Kohleförderung
im Tagebau, Vize-Präsident der Projektierungsfirma).



In Deutschland, an der Mosel (2006)

Reaktionen auf Robert Riedels Erinnerungsroman „Einschränkungen“ (per Internet gesendet)

Karaganda (Kasachstan):

„... Ich werde versuchen zwei Kapitel Ihres bemerkenswerten Buches in der Zeitschrift „Eurohouse“ zu veröffentlichen. Das Material wurde mit Interesse aufgenommen, aber man benötigt Fotos ... Ihr Buch muss unbedingt veröffentlicht werden; es wird sowohl in Deutschland als auch hier in Karaganda mit großem Interesse gelesen werden. Denken Sie darüber nach. Mit besten Wünschen J.K...“

26.02.2008

Noworossijsk (Russland)

„... Ich habe es mit der gleichen emotionalen Begeisterung gelesen... Vielen Dank. Ich habe viel nachgedacht, oft alles noch einmal gelesen. Vieles wusste ich überhaupt nicht. Alles Gute.“

09.04.2008

Bonn (Deutschland):

„Guten Tag. Robert Iwanowitsch, ich habe Ihren Kurzroman gelesen, und möchte Ihnen dafür großen Dank sagen! Er war für mich sehr interessant. Ich habe einen kleinen Sohn, der praktisch meine ganze Tageszeit beansprucht; deswegen habe ich immer nachts ein paar Kapitel gelesen. Ich sage es Ihnen ganz aufrichtig: ich habe jeden Tag darauf gewartet, bis mein Söhnchen endlich eingeschlafen war und ich weiterlesen konnte. Nochmals vielen Dank!“

31.08.2008

Hamburg (Deutschland):

„Dieses Thema oder diese Wahrheit über unsere Eltern habe ich schon früher gelesen, Robert Iwanowitsch hat sie mir geschickt. Es gibt darin eine Menge Fakten, von denen mir auch mein Vater und sein Onkel berichteten. Es ist sehr interessant. Vielen-vielen Dank Ihnen, Robert Iwanowitsch.“

02.09.2008

Elektrostahl (Russland):

„Ich habe „Einschränkungen“, wie man so sagt, in einem Atemzug gelesen... Es war sehr interessant zu erfahren, wie sich Ihr Schicksal zusammengefügt hat. Ich werde nach Hause fahren und meinem Vater das Buch geben; er kommt aus Kasachstan, seine Eltern wurden dorthin geschickt.“

02.11.2008

Riga (Lettland):

„Sehr geehrter Robert Iwanowitsch! Ich habe soeben ihren Lebensbericht in der Zeitschrift „Kontinent“ gelesen. Vielen Dank! Sie sind ein aufrichtiger Sohn Ihrer Zeit, ein sehr großer Optimist und starker Mensch. Jetzt sehe ich es: Sie leben in Deutschland? Ich wünsche Ihnen Gesundheit und Erfolg, alles, alles Gute!“

06.11.2008

Deutschland:

„Herr Riedel, vielen Dank für den Kurzroman. Ich habe ihn mit großem Interesse gelesen, mitunter sogar mit einem großen Kloß im Hals.

Ich wünsche Ihnen alles Gute!“

14.11.2008

Dierdorf (Deutschland):

„Herr Riedel, vielen Dank!“

15.11.2008

Odessa (Ukraine):

„Guten Tag, hochverehrter Robert Iwanowitsch! Ich habe mit großem Interesse ihre Veröffentlichung „Einschränkungen“ in der Zeitschrift „Kontinent“ gelesen. Und mit ganz besonderer Vorliebe – die Kapitel über Temirtau. Ich bin Zugereister aus eben dieser Stadt. --- Schade, dass (die Zeitschrift) „Kontinent“ aus technischen Gründen den ersten Teil der [„Einschränkungen“] nicht mit Fotos illustrieren konnte. Sie vermitteln den Duft der Zeit, schaffen den Effekt des Dabeiseins, des Teilhabens, verstärken den emotionalen Inhalt der Erzählung“.

18.03.2010

Dorf Klenowskoje (Ural, Russland)

„Es schreibt Ihnen der Schöpfer der Seite /.../. ... Ich habe Ihr Buch gespeichert. Unsere Lehrer für Literatur haben es gelesen. Wie gut, dass Sie es geschrieben haben. Die Erinnerung vereinigt die Menschen, so daß Ihr Name in der Geschichte unseres Dorfes nicht in Vergessenheit geraten wird. Ich wünsche Ihnen Gesundheit!“

09.05.2010

Kassel (Deutschland):

„Guten Tag, Robert Iwanowitsch.

Auch Ihr zweites Buch habe ich gelesen, und es hat mir sehr gefallen. Erstaunlich, wie ähnlich Ihr Schicksal dem meiner Eltern ist. Und offensichtlich nicht nur ihrem Schicksal, sondern auch dem vieler Menschen Ihrer Generation und der Generation Ihrer Eltern. Natürlich – so viele Menschen es gibt, so viele Lebensgeschichten finden sich auch, aber das, was sie gemeinsam haben, was sie miteinander vereint, das haben Sie erstaunlich genau wiedergegeben, in einer ruhigen, stoischen Art und Weise, ohne jegliche Verbitterung. Ich hoffe, dass viele zehntausend Menschen Ihr Buch lesen werden, darunter auch junge Leute, die dadurch eine Vorstellung von dem Zeitraum der Historie bekommen, vom

Schicksal eines ganzen Volkes, das auf den von Ihnen beschriebenen Ereignissen, Tatsachen und Schicksalen basiert. Ich werde meinen Freunden und Bekannten von Ihren Büchern erzählen ...“

15.05.2010

Soest (Deutschland):

„Robert Riedel, Ihr Buch habe ich noch in der vergangenen Woche von Anfang bis Ende mit Begeisterung gelesen – herzlichen Dank. Mein Vater weilt schon nicht mehr unter den Lebenden, er verhielt sich uns gegenüber wortkarg, erzählte uns aber ganz ähnliche Geschichten, deswegen war es für mich doppelt interessant das Buch zu lesen. Ich bin Ihnen sehr dankbar.“

02.10.2010

Deutschland:

„... Ich habe Ihre „Einschränkungen“ gelesen. Ich war einfach benommen, wie gut sie es, ohne mit dem Schicksal zu hadern und ohne den Versuch zu machen, beim Leser Mitleid zu erwecken, verstanden haben, die beschwerlichsten Jahre in Ihrem Leben zu beschreiben (habe ich es richtig verstanden, dass es bei Ihnen die Jahre 1941-1953 waren?).

Ich wünsche Ihnen beste Gesundheit!“

03.10.2010

Dorf Klenowskoje (Ural, Russland):

„Guten Tag, Robert Iwanowitsch! Ich freue mich sehr, dass Sie geantwortet haben. Ich habe ganz in Ruhe gelesen, jedes einzelne Wort, jeden Satz, jeden Gedanken, jede Beschreibung meines vertrauten Klenowaja „auf der Zunge zergehen lassen“. Es hat mir sehr gefallen. Es liest sich leicht, ist interessant, und man möchte gern wissen, wie es anschließend weiter geht. Man merkt Ihnen an, dass Sie Ihr Dorf, die Menschen geliebt haben. Das empfinde ich als sehr angenehm, und es bedeutet mir viel. ... Ich bin Ihnen für dieses Buch dankbar, und wenn Sie es gestatten, werde ich es kopieren und

der Schulbibliothek übergeben. ... Ich habe eine Menge über die Geschichte des Dorfes erfahren. Deswegen ist das Buch für mich und unser Dorf ein wahrer SCHATZ. Ich wünsche Ihnen, Robert Iwanowitsch, und Ihrer Familie gute Gesundheit, Erfolg, Freude.“
22.11.2010

Hamburg (Deutschland):

„Ich habe mich mit ihrem Kurzroman vertraut gemacht. Es stellt ein wichtiges Dokument unserer Geschichte, gesehen mit den Augen eines Kindes, dar. Danke.“
09.01.2011

Florida (USA)

Danke für Ihre Erinnerungen!“
24.02.2011

Kemerowo (Russland):

„Ihr Buch erschüttert einen. Unsere Kinder wachsen heran, wir werden es mit ihnen gemeinsam lesen.“
24.04.2011

Lugansk (Ukraine):

„... Ich habe Ihr talentiertes Buch „Einschränkungen“ gelesen und danke Ihnen für das verschaffte Lesevergnügen.“
30.04.2011

Nachdenken über die Vergangenheit

Ich, ein im Wolgagebiet geborener Russland-Deutscher, wurde als Kind nach Sibirien deportiert und irrte sechs Jahre lang durch Kinderheime Sibiriens und des Urals und befand mich unter der Aufsicht einer Sonderkommandantur. Solche wie ich nennt man „Kinder der Deportation“.

Seitdem sind viele Jahre vergangen, aber die Schrammen der schwierigen Kindheit machen sich immer noch bemerkbar und lassen mir keine Ruhe. Ich möchte gern verstehen, womit die Verfolgung der Russland-Deutschen zusammenhängt, warum sie geschehen sind

Nach meinen zahlreichen „Wanderschaften“ fand ich mich als sechzehnjähriger Junge 1948 in der Stadt Temirtau, in der Nähe von Karaganda, wieder. In dieser Stadt lebte ich einige Jahre, hier beendete ich die Schule. Erst später erfuhr ich, dass Temirtau 1945 zur Stadt wurde; zuvor war dies die Siedlung Samarkandskij gewesen, die einst von deutschen Kolonisten gegründet wurde. Über diese Stadt schrieb ich in meinem Erinnerungsroman „Einschränkungen“.

Nachdem er meinen auf Erinnerungen basierenden Kurzroman in einer der Moskauer Zeitschriften gelesen hatte, wandte sich ein Journalist aus Odessa mir Fragen über Temirtau an mich, wo er auch einige Zeit gelebt hatte. Auf der Suche nach Antworten zu seinen Fragen geriet ich zufällig auch auf die Seite des Omsker Museums, in dem ich viele Materialien über Russland-Deutsche entdeckte. Unter anderem stieß ich dort auf eine Auskunft „Statistische

Angaben über deutsche Kolonisten, die sich zwischen 1882 und 1909 im Akmolinsker Gebiet angesiedelt haben (nach Landkreisen)“; in

der Rubrik „Akmolinsker Landkreis“ war notiert: Bezeichnung der

Siedlung – Samarskandskoje, Jahr der Besiedlung – durchgestrichen, Anzahl der Familien – 111, Anzahl der Seelen – 667. Der Name des Dorfes war tatsächlich so vermerkt – Samarskandskoje, vom Wort „Samarsker“, denn die Deutschen, welche die Siedlung gegründet hatten, stammten aus Samara.

Bis zu dem Zeitpunkt hatte ich mich nur wenig für die Geschichte der Russland-Deutschen interessiert. Ein paar allgemeine Informationen waren mir bekannt, und das, was sich in den vergangenen siebzig Jahren ereignete, das habe ich, wie man so sagt, am eigenen Leib erfahren. Aber die Materialien, auf die ich beim Besuch der Seite des Omsker Museums stieß, zeigten, dass das alles wohl nicht so einfach ist – wie sich herausstellte, waren die Russland-Deutschen sogar hier in Sibirien verfolgt wurden, und das auch schon lange Zeit bevor die Sowjets an die Macht gelangten. Gegen die Deutschen wurden Zeitungskampanien geführt, die Behörden erließen Verbotsanweisungen, die Deutschen siedelten sich in oft außerhalb gelegenen, minderwertigen Grund und Boden nieder. Hier der erste Satz einer rechtfertigenden Notiz zu einem der Schmähartikel in den Zeitungen aus dem Jahre 1910:

„Aufgrund des Fehlens eines Verbots sind die Deutschen in das Akmolinsker Gebiet umzusiedeln, welche das gleiche Recht auf Ansiedlung wie alle anderen Umsiedler haben“.

Die Staatsangehörigen des Russischen Imperiums, deutsche Bauern, die auch weiterhin unrechtmäßig Kolonisten genannt wurden (dieser Status war ihnen bereits im Jahre 1871 entzogen worden), nahmen

die stolypinsche Reform an und machten durch ehrbare Arbeit den schwierigen neuen Boden urbar. Sie taten das erfolgreich, ihre Wirtschaften gesundeten, die deutschen Siedlungen unterschieden sich oft in vorteilhafter Weise von den benachbarten Ortschaften, was allgemeinen Verdross hervorrief ...

Eine negative Haltung gegenüber den Russland-Deutschen nahm auch Stolypin selber ein, den man zu Sowjetzeiten für einen Reaktionär und Unterdrücker der Revolution gehalten hatte, der militärische Feldgerichte verwendete, und nun als Reformator, welcher die Festigung des Staatsgefüges unterstützte. Hier der Auszug aus einem Entwurf seines Briefes anlässlich des Artikels „Invasion der Ausländer nach West-Sibirien“ („Neue Zeitung“, 1911): „...Obwohl es im Gesetz keinen Hinweis auf Verbote gibt..., halte ich es ... für unbedingt erforderlich ... Maßnahmen gegen die Besiedlung die Steppengebiete durch deutsche Kolonisten zu ergreifen...“

Und noch ein paar Fakten – im Februar 1915 verabschiedete die Zarenregierung einige Gesetze zur Liquidierung deutschen Landbesitzes entlang der Grenzen („Liquidationsgesetze“), von denen eines die Bezeichnung trug: „Über den Landbesitz und die Landnutzung einiger, zu den russischen Staatsbürgern zählenden, Kategorien österreichischer, ungarischer oder deutscher Zugewanderter“. Im Februar 1917 wurde der Geltungsbereich der Liquidationsgesetze auf die „Haupt-Regionen des Landes“ ausgeweitet, zu denen nicht nur praktisch alle europäischen Teile Russlands, sondern auch West-Sibirien, gehörten. Allein die Revolution konnte die Verwirklichung dieser Gesetze verhindern.

Die von den Zarenmächten durchgeführte Diskriminierung der Deutschen wurde von den Bolschewiken in der für sie gewohnten radikalen Art und Weise „aufgegriffen“ – mit dem Beginn des

Krieges gegen Deutschland wurden alle Deutschen (etwa 1,5 Millionen Personen) in den Osten des Landes deportiert.

Die Deportation der Deutschen während des Großen Vaterländischen Krieges besaß möglicherweise ihre Logik (eine militärische - wie es hieß). Ich habe mich nicht daran gemacht, mich mit militärisch begründeter Logik auseinanderzusetzen – es herrschte ein schrecklicher Krieg, und damit ist auch schon alles gesagt (es gab so eine Redewendung: „Der Krieg macht alles zunichte“). Aber gleichzeitig (möglicherweise sogar in der Hauptsache) beschlossen man eine althergebrachte Aufgabe (noch aus dem zaristischen Russland) fortzuführen – die Deutschen als einzelne (das versteht nicht jeder Leser! BesserJ Volksgruppe zu liquidieren (und zwar durch ihre Zerstreuung und Zersplitterung in Dörfer und Siedlungen der Randgebiete Sibiriens, in Kischlaks (*ländliche Siedlung halbnomadischer Turkvölker; Anm. d. Übers.*) und Auls (*Bezeichnung für „Dorf“ bei den Turkvölkern; Anm. d. Übers.*) in den hintersten Winkeln Mittelasiens, um sie dort so lange wie möglich, wenn nicht sogar für immer, festzuhalten).

In den Kriegsjahren waren die Deutschen formell noch keine „Verbrecher“, an den Siedlungsorten waren es die Kriegskommissariate, die sich mit ihnen befassten. Aber aufgrund einer geheimen Anordnung des Rates der Volkskommissare der UdSSR (vom 8. Januar 1945) wurden die Deutschen der Kontrolle durch NKWD-Sonderkommandanturen unterstellt, und am 26. November 1948 (nach dem Krieg waren bereits drei Jahre vergangen) kam der Ukas heraus, in dem den Deutschen mitgeteilt wurde, dass sie **für immer** ausgesiedelt worden seien und dass sie bei eigenmächtigem Verlassen ihres Siedlungsortes mit **20 Jahren Zuchthaus** (!?) bestraft würden.

Ein solches Regime erinnerte an die während der Zarenzeit herrschenden „Ansiedlungsrayons für Juden“ (eine Art von Siedlungsgrenzen), allerdings mit dem Unterschied, dass Juden dort schon immer gelebt hatten. Aber innerhalb der zaristischen „Ansiedlungsrayons“ (Begriff der Geschichte) existierten nationale Schulen, man konnte sich dort in den dazugehörigen Gouvernements frei bewegen, und einige Kategorien von Leuten (wie beispielsweise Kaufleute und Handwerker) besaßen sogar das Recht, sie ganz zu verlassen. Aber wir, die wir in Temirtau lebten durften ohne Erlaubnis der Sonderkommandantur noch nicht einmal die Grenzen unserer Stadt überschreiten. Und als ich in Karaganda studierte (am Bergbau-Technikum), war es uns nicht nur verboten, die Stadt zu verlassen, sondern wir durften uns auch nicht über den Stadtbezirk hinaus frei bewegen. Die Kommandanten waren uns, den jungen Burschen, auf den Fersen, versuchten uns beim Besuch des Flohmarktes, der sich im benachbarten Bezirk befand (darüber wird auch in meinem Roman „Einschränkungen“ berichtet) zu „überführen“. Jahrelang stellte ich mir immer wieder die Frage – wodurch eine derartige Grausamkeit (oder Dummheit) hervorgerufen wurde. Und erst unlängst, nachdem ich die oben erwähnte Anordnung vom 8. Januar 1945 durchgelesen hatte, begriff ich. Darin befand sich, unter anderem, folgende Notiz:

„3. Sonderumsiedler besitzen nicht das Recht, sich ohne Erlaubnis des Kommandanten der NKWD-Sonderkommandantur über die Grenzen der Siedlung, für die die betreffende Sonderkommandantur zuständig ist, hinaus zu bewegen“.

Die Sonderkommandanturen in Karaganda (Bezirkskommandanten) erlaubten uns auch nicht, ihren „Zuständigkeitsbezirk“ zu verlassen. Wie kann man denn da von „zaristischen Siedlungsgrenzen“ reden!

Die Sonderkommandanturen wurden 1956 abgeschafft, als seit dem Krieg bereits zehn Jahre vergangen waren, aber das Verbot der Rückkehr an den vorherigen Wohnort wurde erst 1972 zurückgenommen. Und das 27 Jahre nach Kriegsende! Wie kann man da von militärischer Zweckmäßigkeit sprechen!

Einen buchstäblichen „Ansiedlungsrayon für Deutsche“ gab es in Wirklichkeit überhaupt nicht. Ich habe diesen Terminus benutzt, weil seine Elemente bei der zwangsweisen „Anbindung“ eines **ganzen Volkes** an ein fest definiertes Territorium stets anwesend sind, und die „Schuldhaftigkeit“ der Menschen besteht lediglich darin, dass sie eben diesem Volk angehören. Gerade das „Festbinden“ eines **ganzen Volkes** und nicht einzelner **Bevölkerungsgruppen**, die nicht nur aufgrund ihrer Nationalität (Fremdnationalitäten aus den grenznahen Gebieten), sondern auch nach dem Grad ihrer Feindschaft gegenüber der Staatsmacht (Konterrevolutionäre, Nationalisten), aus politisch-wirtschaftlichen Motiven (Kulaken aller Nationalitätenzugehörigkeiten), aus ideologischen Beweggründen („bestrafte Konfessionen“) u.a. deportiert wurden.

Und wenn sich auch das Regime der weiteren Haltung bei der **Deportation von Völkern** sehr streng (Sonderkommandanturen) gestaltete, so war es bei **deportierten Bevölkerungs-gruppen** ganz unterschiedlich (es gab sowohl diese Sonderkommandanturen, als auch die Ansiedlung mit sich nach und nach lockernden Bedingungen, aber auch die einfache Aussiedlung auf administrativem Wege – praktisch ohne weitere Diskriminierungen in der Folgezeit).

Die Deportation und Zersplitterung der Deutschen auf dem großen Territorium führte zu ihrer intensiven (und faktisch gewaltsamen) Assimilation. Laut Angaben Viktor Diesendorfs, der die Demografie der Russland-Deutschen ausführlich erforscht hat, war Deutsch als

Muttersprache noch von 88,4% der Deutschen anerkannt, während 2002 weniger als ein Drittel (31,6%) diese Sprache beherrschten. Und heute kann man diesen Index wohl noch niedriger ansetzen...

Ich habe dies alles erzählt, um an die Tragödie der Russland-Deutschen zu erinnern. Aber eine Frage bleibt – worin ist sie begründet? Die Erklärungen dafür sind unterschiedlich – sowohl die geistige Trägheit der Zarenmacht, die Bestialitäten des stalinistischen Regimes und die Schwierigkeiten zu Kriegszeiten, aber auch ganz persönliche Feindseligkeiten (dabei wird die Gemahlin Alexanders III genannt, die ehemalige Prinzessin Dagmar aus Dänemark, wo unlängst der Krieg verloren worden war und man alles Deutsche hasste).

Die Deutschen waren seit jeher nach Russland eingeladen worden (Kaufleute, Handwerker, Ärzte), am intensivsten jedoch ab Mitte des 18. Jahrhunderts. Deutschland war zu der damaligen Zeit feudal zersplittert und stellte sich als Konglomerat großer und kleiner Fürstentümer, Herzogtümer und unabhängiger Städte dar. Aber im Jahre 1871 wurde das Deutsche Reich geschaffen, und es kam zu einer jähen Veränderung – Russland bekam einen ernst zu nehmenden Nachbarn, mit dem es, wie die nachfolgende Geschichte zeigen sollte, zu komplizierten Problemen kommen sollte. Mit dieser Zeit begann die negative Einstellung gegenüber den Deutschen, die sich bereits dadurch zeigte, dass man den deutschen Kolonisten die von Katharina II gewährten Privilegien entzog und 1874 die allgemeine Wehrpflicht auf sie ausdehnte. Nun galten die Deutschen, Staatsangehörige des Russischen Imperiums, als nicht mehr hinreichend zuverlässig, es kam zu Veröffentlichungen gegen sie, und es formierte sich eine negative Einstellung ihnen gegenüber.

Dies wurde auch dadurch gefördert, dass sich in Russland eigene Kader herausbildeten und die seinerzeit den Deutschen gestellten

Aufgaben im Wesentlichen erfüllt waren – das „Fenster zu Europa“, mit dem Peter I. begonnen hatte, war bereits geöffnet, die Randgebiete, wegen denen Katharina II sie zum Kommen aufgerufen hatte, waren erschlossen, jetzt konnten diese Ländereien für sie selber von Nutzen sein. Und so begann man die Deutschen, darunter auch jene, die im Rahmen der Angliederung von Territorien (Baltikum) im 18. Jahrhundert nach Russland geraten waren, zu verdrängen – zuerst aus den oberen (behördlichen, wissenschaftlichen usw.) Schichten, und anschließend zog sich das, wie man sagt, immer weiter nach unten durch, bis hin zu den gewöhnlichen Bauern-Kolonisten. Aber bis zur Oktober-Revolution spielten die Deutschen noch eine bedeutende Rolle im russischen Staat. 1914 stammten beispielsweise bis zu 20% der russischen Generäle aus den Reihen der Deutschen.

Während der Revolution verließ ein Teil der Russland-Deutschen (Adelige, Bourgeoisie) das Land oder wurde liquidiert. Es kamen neue Leute, und das Kaderproblem verlor seine Schärfe. Aber auch die Sowjetmacht fuhr fort, die Deutschen nicht so sehr als Staatsbürger ihres Landes, sondern vielmehr als „Emigranten“ aus den Metropolen außerhalb der UdSSR anzusehen. Und wenn diese Metropole sich in Konfrontation mit ihrem Staat befand, wenn aufgrund des mit ihr bestehenden Konflikts Landsleute ums Leben kamen, dann nahm das Misstrauen gegenüber diesen „Emigranten“ in besonderem Maße zu. Das Misstrauen gegenüber den Deutschen verstärkte sich zudem dadurch, dass viele von ihnen (aus unterschiedlichen Gründen) sich schlecht assimilierten, vor allem dort, wo sie konzentriert angesiedelt waren, sich an ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche hielten, ihre Sprache bewahrten und häufig nur schlecht oder überhaupt nicht Russisch sprachen.

Die Deutschen waren nicht nur nach Russland ausgereist; ihr Hauptstrom, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzte, führte

über den Ozean, nach Nord- und Südamerika. Allein in den Vereinigten Staaten sind ungefähr 50 Millionen Menschen deutscher Herkunft. Aber die USA – das Land der Emigranten, befindet sich auf der anderen Seite des Ozeans, und deswegen führte die Verbindung der aus den europäischen Metropolen Eingetroffenen dort praktisch ins Nichts. Alle Emigranten „verschmolzen“ in einer einzigen Nation („Amerikaner“), wobei sie ihre ursprünglichen nationalen Besonderheiten beibehielten, sofern sie es wollten. Und das hinderte sie nicht daran, unabhängig davon, welches ihr Herkunftsland war, vollwertige Bürger zu sein und eine beliebige Stellung im Staat einzunehmen. Davon konnte ich mich überzeugen, als ich in Kasachstan ein Gespräch mit einem Amerikaner aus Washington über Themen führen musste, die mit meinem Kohlebergbau-Zweig im Zusammenhang standen. Ich spreche kein Englisch, er konnte kein Russisch. Und als er zu verstehen gab, dass er deutsche Wurzeln hätte, fingen wir an, uns auf Deutsch zu unterhalten (für die Themen, die ihn interessierten, erwies sich mein Deutsch als ausreichend). Damals wunderte ich mich – ein amerikanischer Deutscher war Vertreter der Weltbank, und damit unser Deutscher in einer so ernsthaft-bedeutsamen und zudem noch internationalen Organisation arbeitete Erst später erfuhr ich, dass in den letzten zehn Jahren der Sowjetmacht einzelne Deutsche im Osten des Landes es zu hinreichend hohen Posten gebracht hatten, aber dafür hatten sie in die kommunistische Partei eintreten müssen, der „Urheberin“ unseres ganzen Elends ...

Die ganze Geschichte der europäischen Staaten hängt mit dem Kampf um eine Umgestaltung der Grenzen, der Ausdehnung des eigenen Territoriums auf Kosten der Nachbarn zusammen. Deswegen löste allein die beabsichtigte Verbindung ihrer Bewohner

zu dem Staat, aus dem sie selbst (oder ihre Vorfahren) einst gekommen waren, Verdruss und Diskriminierung aus (bis hin zu ethnischen Säuberungen, Internierungen, Deportationen).

Die Vorfahren der Russland-Deutschen waren Zugereiste aus Deutschland. Aber die Wechselbeziehungen zwischen Russland und Deutschland, zweier europäischer Staaten, kann man niemals als einfach bezeichnen – sie veränderten sich von friedlicher Konfrontation bis hin zu schweren Krisen, zwei großen Kriegen. Daraus erklärt sich das Misstrauen gegenüber den Russland-Deutschen, die Repressionen, die in Krisenzeiten besonders rauen Beziehungen zwischen ihren Staaten.

Die Russland-Deutschen waren Geiseln der zwischenstaatlichen Beziehungen Russlands (der UdSSR) und Deutschlands, und das kann man als Hauptgrund für ihre Diskriminierung, sowohl im Zarenreich, als auch zu Sowjetzeiten werten. Und die Glut der Diskriminierungen stand in direkter Abhängigkeit vom Grad dieser Beziehungen. Und die Grausamkeit der Diskriminierungen war stets ein Instrument des Sowjetsystems, das auch mit seinen anderen Völkern keine großen Umstände machte – Millionen Menschen unterschiedlicher Nationalitäten wurden verfolgt, enteignet, durchliefen Gefängnisse und Lager, und mehrere Völker wurden deportiert.

Anstelle einer Schlussbemerkung

Über die Rolle der Deutschen bei der Entwicklung Russlands, vor allem zu Zarenzeiten, über ihren Beitrag zur Geschichte der russischen Wissenschaft, Kultur, des Militärwesens, der Industrie, der Landwirtschaft ist viel geschrieben worden. Auch zu Sowjetzeiten arbeiteten die Deutschen, ohne größere Posten eingenommen zu haben, in vielen Bereichen mit Erfolg. Aber die

ausnahmslose Deportation und die nachfolgenden Repressionsmaßnahmen unterbrachen das Wirken der Russland-Deutschen; für ganze zwei Jahrzehnte (1940er und 1950er Jahre) bescherte ihnen das Schicksal hauptsächlich körperliche Arbeit. Ein Teil der Verbote wurde während der Tauwetterperiode unter Chruschtschow abgeschafft, aber vollständig geschah dies erst in den Jahren der Perestroika, nach der Liquidierung der UdSSR. Doch in Erinnerung an den vergangenen Genozid und in dem Bemühen, ihre Identität zu wahren, reisten mehr als zwei Millionen Deutsche nach Deutschland aus, in ihre historische Heimat.

